

3.50

ANNIE



ANNIE

Annie Jaeger erzählt ihr Leben

Herausgegeben von

Clara Jaeger

CAUX VERLAG LUZERN

Titel der englischen Originalausgabe
ANNIE
bei Grosvenor Books, Pinner, Middlesex
Aus dem Englischen übersetzt von Silvia Zuber

August 1968

© Caux Verlag-, Theater- und Film-AG, Luzern
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Druck: Unionsdruckerei, Luzern
Umschlag: Christian Lüthi
Printed in Switzerland

INHALT

Vorwort	7
Alte Hüte werden neu	9
Mein zukünftiger Mann	16
Vater und Sohn	25
Bange Tage	34
Ich verkaufe den Laden	42
Von Haus zu Haus	49
Jeder kann sich ändern	64
Freundschaft schließen ist der erste Schritt	74
Zu Hause und in der Fabrik	80
Vier, die mit Annie zusammenarbeiteten	86
Für alle die Gleiche	107
Sommer auf der Insel Mackinac	124
Wieder unterwegs	131
Annies Weihnacht	141
Bis zum letzten Atemzug	145
Schlußwort von Bill	158
Aus Annies Notizbüchern	160

VORWORT

«Wir sind arm und machen doch viele reich, wir haben nichts und besitzen doch alles.» Mit diesem Satz könnte man die Lebensgeschichte von Annie Jaeger zusammenfassen.

Achtundfünfzig Jahre ihres Lebens gingen still in einem Arbeiterbezirk von Stockport bei Manchester dahin. Dort betrieb sie ihr kleines Geschäft. Dann hatte sie ein Erlebnis, das sie schon zu ihren Lebzeiten zu einer außergewöhnlichen Gestalt werden ließ.

Seit einiger Zeit spielt man das Musical «Annie» (Text von Alan Thornhill, Musik von William Reed) im Westminster Theater in London, und nun wird sie auch von Zehntausenden von Leuten geliebt, die zu jung sind, um sie persönlich gekannt zu haben.

Als sie während der letzten Jahre ihres Lebens in Amerika weilte, wurde sie von Freunden gebeten, ihre Erinnerungen aufzuschreiben. Das meiste in dieser Geschichte ist gerade so, wie sie es aufschrieb. Das übrige habe ich aus ihren Notizbüchern und meinen eigenen Erinnerungen zusammengestellt.

In jenen Jahren war ich immer um sie, und im Jahre 1944 kam sie in unser Haus in Philadelphia. Dort

starb sie. Nicht nur ich, sondern auch Tausende anderer Menschen, die heute noch am Leben sind, verdanken ihr mehr, als wir jemals vergelten können. Dieses Buch ist ein Versuch, den Reichtum, den sie uns schenkte, einer neuen Generation zugänglich zu machen.

Clara Jaeger

ALTE HÜTE WERDEN NEU

Ich wurde am 18. Mai 1875 in Stockport geboren, einer Stadt, die etwa sieben Meilen von Manchester entfernt liegt. Ein Teil von Stockport gehört zu Cheshire, der andere zu Lancashire. Wir wohnten in Cheshire. Mein Vater stammte aus Whitechapel in Ost-London und meine Mutter aus Leighton Buzzard in der Grafschaft Bedfordshire.

Nach ihrer Hochzeit wohnten meine Eltern kurze Zeit in Luton, einer Stadt, die durch ihre Stroh- und Filzhüte weltbekannt ist.

Als kleines Mädchen schaute ich zu, wie junge und alte Frauen in Heimarbeit Stroh flochten. Es war sehr interessant. Viele standen dabei unter der Haustür; einige verwendeten schmale Strohstreifen, andere breitere. Sie wanden das gezopfte Stroh über den Arm, und wenn sie dreißig oder vierzig Meter fertig hatten, verkauften sie es auf dem Markt.

Vor ihrer Heirat hatten Vater und Mutter in der gleichen Fabrik gearbeitet. Mein Vater formte Hüte, und Mutter arbeitete in einem separaten kleinen Zimmer, wo sie die Muster entwarf, die dann in Serie hergestellt wurden. Damals waren Kapotthüte große Mode.

Ich war stolz auf meine Mutter, wenn sie mir davon erzählte. Ich dachte, sie könne alles. Manchmal, wenn sie gerade einen besonders guten Einfall hatte, machte sie Hüte für meine Puppen. Später eröffneten Vater und Mutter in Stockport ein Geschäft, in dem sie alte Hüte auffrischten. Zuerst ging es sehr gut. Mein Vater bekam mehr Aufträge, als er bewältigen konnte. Dann wurde ein Schwesterchen geboren und später ein Brüderchen. Meine Mutter sah damals sehr traurig aus. Frau Taylor, eine alte Kinderfrau, versorgte uns, und wir liebten sie alle sehr. Dann bekamen wir drei Kinder die Masern, und mein kleiner Bruder starb. Ich ging mit zur Beerdigung und stand in einem schwarzen Kleid mit Puffärmeln zwischen Vaters Knien.

Ich liebte meine Eltern sehr, besonders Vater. Eines Tages, als ich mit ihm spazieren ging, sagte jemand: «Sie ist ihres Vaters Augapfel», und das machte mich sehr glücklich.

Aber Mutter wurde von Tag zu Tag trauriger. Eines Tages schickte sie mich zum Drogisten, mit dem wir befreundet waren. Es waren ungewöhnlich viele Leute im Laden. Ich war klein, und sie konnten mich nicht sehen. Aber ich hörte genau, was sie über meinen Vater sprachen, bis der Drogist mich entdeckte und alle verstummten. Ich wagte nicht, Mutter davon zu erzählen; denn ich sah, daß sie Sorgen hatte.

Mutter war eine sehr stolze Frau, die nie sagte, was sie fühlte oder wie ihr zumute war. Aber ich weiß, es spielten sich manchmal heftige Szenen bei uns ab.

An einem Samstag hatte Vater versprochen, meine Schwester und mich auszuführen, um die Schaufenster anzuschauen. Das war ein besonderer Festtag für uns. Wir waren schon lange fertig und warteten, aber Vater kam nicht. Wir sprangen hinaus, um ihm entgegenzugehen, aber als wir um die Ecke bogen, sahen wir, wie er auf der Straße hinfiel. So rasch uns unsere Füße trugen, rannten wir nach Hause und erzählten Mutter, was geschehen war. Wir glaubten, Vater sei krank. Mutter sagte nur: «Geht beide rasch hinauf auf euer Zimmer und bleibt dort, bis ich zu euch komme.»

Da begriff ich zum erstenmal, warum Mutter so traurig aussah, und daß das stimmte, was die Leute in der Drogerie gesagt hatten. Mein Vater trank, und er wußte oft nicht, was er sagte oder tat. Mutter hatte das, so lange sie konnte, vor uns verheimlicht und immer gesagt, Vater sei krank.

Mein Vater mußte oft in die großen Städte reisen, nach Liverpool, Manchester, Ashton, Hyde, Denton, um dort Geschäftsaufträge entgegenzunehmen. Dann brachte er die ausgeführte Arbeit wieder zurück und kassierte die Rechnungen. Aber wenn er zu uns zurückkehrte, hatte er fast alles Geld in den Wirtschaften für sich und andere ausgegeben, und wir gerieten an den Rand des Bankrotts. Unsere Miete war nicht bezahlt. Wir hatten Schulden beim Drogisten, der uns das Material für unser Geschäft lieferte. Wir waren so verschuldet, daß Mutter sich sagte: «So kann es nicht weitergehen!» Kurz entschlossen ging sie zum Hausbesitzer, dem auch die Geschäftsräume

gehörten und legte alles offen vor ihm auf den Tisch. Er sagte: «Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Zahlen Sie mir einfach, was Sie jeweils können.» Mutter war sehr dankbar dafür, und in harter Arbeit gelang es ihr, alle Schulden abzutragen. Für Vater hieß das auf Arbeitssuche zu gehen. Schließlich fand er eine Beschäftigung in einer Filzhutfabrik in der Stadt. Manchmal brachte ich ihm das Frühstück, denn er mußte um sechs Uhr morgens anfangen, und ich ging ganz in der Nähe zur Schule.

Eines Tages, als mein Vater nicht heimkam, beschloß ich, ihn zu suchen. Ich ging zuerst in die Bierstube zum «Greyhound», nicht weit von unserem Haus. Er war nicht da. Ich ging weiter zum «Church Inn». Auch da war er nicht. So ging ich in den abgelegeneren Gasthof «Blue Bell». Ohne Erfolg. Zitternd suchte ich das vornehme «Commercial Hotel» auf, wo man mir sagte, er sei noch nicht gekommen. Ich ging weiter und hoffte, ihm vielleicht unterwegs zu begegnen. Unmittelbar neben Vaters Arbeitsplatz war eine Wirtschaft, und dort fand ich ihn endlich an der Bar, wo er mit andern Männern trank.

Er war so überrascht, als er mich sah, daß er sich rasch bei seinen Freunden verabschiedete. Als er mit mir heimwärts ging, hüpfte ich neben ihm her, wie auf einer Wolke schwebend.

Eines Tages sahen wir große Plakate für eine Blaukreuz-Kampagne in der ganzen Stadt. Der Mann, der sie leitete, kam aus Amerika und hieß Richard Thomas Booth.

Er mietete eine alte, stillgelegte Fabrik, in der man

Holzbänke aufschlug und den Boden mit Sägemehl bedeckte.

Mutter ging mit meiner Tante gleich zur ersten Zusammenkunft. Sie kamen beide mit einer Karte zurück, die sie unterzeichnet hatten, als Zeichen ihres Gelöbnisses, mit Gottes Hilfe nie mehr Wein oder irgendwelche anderen alkoholischen Getränke zu sich zu nehmen. Mein Vater ergötzte sich köstlich daran, denn meine Mutter hatte nie in ihrem Leben einen Tropfen Alkohol angerührt.

Kurz darauf schlug mein Vater vor, wir sollten alle zu einer solchen Versammlung gehen. Ich war damals noch sehr klein. Trotzdem berührte es mich, wie sehr Vaters Interesse schon beim ersten Besuch geweckt war. Ich erfaßte die volle Bedeutung noch nicht, aber ich wußte, daß mein Vater anders war. Etwas hatte seine Vorstellungskraft gepackt, und eines Abends, als er das Abstinenzversprechen unterzeichnete, taten meine Schwester und ich es auch. Noch heute besitze ich diese Mitgliedskarte.

Es war ein entscheidender Schritt für meinen Vater. Er wurde dadurch so anders, daß er alle seine Freunde, mit denen er sonst getrunken hatte, aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Eine stattliche Anzahl tat es. Vater war weitherum bekannt. Er hat sein Versprechen in mehr als vierzig Jahren nie gebrochen.

Noch etwas anderes geschah mit ihm. Er änderte sich, oder, wie man damals sagte, er bekehrte sich.

Meine Mutter war eher skeptisch. Die viele Arbeit und all die Spannungen machten sie härter und här-

ter. Ich begriff den Konflikt zwischen meinen Eltern nicht recht. Mein Vater tat mir leid, und ich hatte den Eindruck, daß Mutter zu hart sei. Vater versuchte stets mit allen möglichen Mitteln, seine bösen Worte wieder gutzumachen, aber Mutter vergab nicht so leicht.

Inzwischen war unsere Familie angewachsen. Zwei Brüder und eine Schwester waren dazugekommen und gingen damals schon zur Schule.

Dann zogen Mutters Eltern zu uns, und das machte die Situation nicht leichter. Meine Großmutter war im Grunde eine feine Frau, aber sie hatte die Schwäche, gern zu klatschen. Eines Tages wollte sie meinem Vater eine Kleinigkeit über meinen jüngeren Bruder berichten, etwas, das er gesagt oder getan habe. Aber mein Vater antwortete ihr ganz gelassen: «Nun, Mutter, wir können nicht alte Köpfe auf junge Schultern setzen, und ich glaube, ich möchte es auch gar nicht. Sie sind nur einmal jung.» Das war ein Schlag für meine Großmutter, denn sie hatte keine solche Antwort von ihm erwartet.

Kurz danach starb mein Großvater ganz plötzlich, aber meine Großmutter konnte noch ihren 94. Geburtstag erleben.

All dies spielte eine große Rolle in meinem Leben. Oft lag ich nachts wach im Bett und überlegte mir, was ich tun könnte, um unserer Familie zu helfen. Aber von keiner Seite schien sich jemand die Mühe zu nehmen, weder von der Kirche noch von der Sonntagsschule, bis zum Grundproblem unseres Familienlebens vorzustoßen. Ich hatte von Jahr zu Jahr

mehr Angst vor meiner Mutter, und deshalb sprach ich mit ihr nie über meine eigenen Probleme. Auch mit meinen vielen Freunden berührte ich die Frage der Familie nie. Wir veranstalteten oft Musikabende daheim, und viele unserer Freunde kamen. Aber keiner sah hinter die Kulissen.

Später arbeitete ich im Geschäft mit Mutter zusammen. Meine Tante und sie waren Geschäftspartner, und ich mußte den Laden führen. Ich nahm die Arbeit in Empfang und schickte sie wieder aus. Oft arbeitete ich von acht Uhr morgens bis zehn Uhr nachts. Man kannte damals keine Beschränkung der Arbeitszeit wie heute.

Ich erinnere mich an mein erstes Gehalt: es betrug fünf Schilling die Woche. Ich legte den ganzen Weg nach Hause im Laufschrift zurück, um es Mutter zu sagen, obwohl sie es gewußt haben mußte, da meine Tante mich ja ausbezahlt hatte. Einen halben Schilling behielt ich davon zurück für die Kollekte in der Kirche und in der Sonntagsschule. So blieb nicht mehr viel übrig für das Kino.

Ich hatte eine gute Gesundheit, und weil ich meine Arbeit über alles liebte, arbeitete ich sehr fleißig und war stets auf meinem Posten.

MEIN ZUKÜNFTIGER MANN

Inzwischen waren meine Schwestern auch alt genug, um zu verdienen. Sie arbeiteten in der gleichen Fabrik wie mein Vater und garnierten Herrenhüte, sowohl steife als weiche Filzhüte. Ein Onkel, sein Sohn und sein Enkel arbeiteten auch mit. So waren wir eine ganze Sippschaft.

Während der Saison lief unser Geschäft auf Hochturen. Damenhüte waren damals sehr teuer, und man konnte sich nicht jedes Jahr einen neuen leisten. So ließ man sie entweder umformen oder färben, und um wenig Geld hatte man etwas Neues. Die Herrenhüte waren aus prächtigem Samt, den man österreichischen Velours nannte. Der billigste kostete seine 21 Schilling. Sie waren aber so dauerhaft, daß die Männer sie ihren Frauen oder Schwestern oder Verlobten schenkten, wenn sie sie satt hatten. Man konnte moderne Damenhüte daraus formen.

Oft half uns mein Vater. Er war sehr geschickt und wurde wie ein gewöhnlicher Arbeiter im Stundenlohn bezahlt. Ich war stolz auf sein Können, denn meine Kunden wußten, daß sie von mir stets erstklassige Arbeit erwarten konnten, und mein Vater

ließ mich dabei nie im Stich. Ich steckte kleine Zettel mit genauen Anweisungen an die Hüte und beschrieb, was getan werden mußte. Mein Vater arbeitete dann oft die ganze Nacht, damit sie rechtzeitig fertig wurden.

Wir gehörten alle zu den Guttemplern, einer Abstinenzorganisation, und wir fünf Kinder waren sehr aktiv. Wir hatten versprochen, nicht zu trinken und zu rauchen, noch um Geld zu spielen. Wir wurden geschult, unsere Versammlungen selbst zu leiten, dann Erwachsene zu besuchen und uns mit ihnen zu unterhalten. Junioren und Senioren hatten ihr eigenes Losungswort. Es wechselte jedes Vierteljahr, und man bekam es nur, wenn man seinen Beitrag bezahlt hatte. Ohne das Losungswort durfte man nicht mitmachen. Solche Parolen waren zum Beispiel: «Bleib fest» oder «Sei deinem Versprechen treu». Viele Leute wurden anders, sogar ganze Familien. Das war die Wirkung all der Arbeit und der Opfer vieler Einzelner.

In allen Teilen von Lancashire gab es solche Gruppen. Wir besuchten uns gegenseitig und tauschten Erfahrungen aus. Aber es fehlte die Beziehung zu etwas Größerem, und so starben diese Gruppen allmählich aus, obwohl damals viele Leute sehr dankbar für ihre Hilfe waren.

Ich hatte eine gute Stimme und sang viel. Mein Vater und meine Mutter hatten eine beträchtliche Summe für die Ausbildung meiner Stimme aufgewendet, und fast jeden Sonntag sang ich für die Nationale Bruderschaftsbewegung in einem andern

Teil von Lancashire, was mir große Freude machte. Mein Vater nahm regen Anteil an dieser Bewegung wie überhaupt auch an unserem Gemeindeleben.

In jener Zeit lernte ich Charles Jaeger kennen, der einmal mein Mann werden sollte. Er hatte eine wunderbare Stimme. Ich sah ihn zum erstenmal mit meinem Vater zusammen, als er eine Guttemplerversammlung besuchte. Er kam in unseren Chor, und ich erinnere mich, wie ich zum erstenmal seine Stimme hörte. Sie tönte so klar aus allen anderen Stimmen hervor. Ich erkundigte mich nach dem Mann und erfuhr, daß es der neue Tenor sei, ein Möbelschreiner aus Liverpool, der nach Manchester gekommen war, um als Vorarbeiter in einer Möbelschreinerei zu arbeiten. Er wohnte bei seiner Schwester, die ich flüchtig kannte. Er war befreundet mit dem Dirigenten unseres Chors, der zufällig mein Musiklehrer war.

Ich wurde viel geneckt von meinen Freundinnen, weil die Augen dieses Mannes mir auf Schritt und Tritt folgten. Er interessierte mich nicht; ich wußte, daß er älter war als ich, und er war nicht mein Typ. Er sah so ernst aus, und ich hatte es gern lustig. Aber wenn er einmal lachte, dann war sein Lachen ansteckend und echt.

Nach Ladenschluß mußte ich die Pakete zur Hauptpost bringen. Wenn ich ihn kommen sah, schwenkte ich in eine andere Straße ein, um eine Begegnung zu vermeiden. Aber wenn ich meine Pakete los war, stand er mit Sicherheit an einer Stelle, wo ich ihm nicht so leicht ausweichen konnte. Dieses Versteckspiel dauerte eine ganze Weile.

Meine Schwester, die zwei Jahre jünger war als ich, feierte ihren 21. Geburtstag. Charles Jaeger war auch bei diesem Fest. Er sang und hatte auch seine Violine mitgebracht, die er sehr kunstfertig spielte. Er hatte eine große Gabe, die Leute zu unterhalten.

Ich fand ihn jetzt ganz interessant, aber Vater und Mutter schien sein Interesse für mich zu mißfallen. Oft tat es mir leid, daß ich seine Aufmerksamkeiten auf so unfreundliche Art erwiderte. Aber ich hatte Angst vor meiner Mutter. Sie konnte es mich mit einem einzigen Blick oder einer Bemerkung bitter fühlen lassen, wenn ihr etwas an mir nicht gefiel. Ich war nämlich so eine Art Mädchen für alles geworden, und meine Mutter wollte mich um jeden Preis zu Hause behalten.

Morgens war ich stets als erste auf, bereitete das Frühstück für sieben Personen zu und sah nach, ob alle Schuhe geputzt waren, besonders die von Vater. Ich konnte Leute mit schmutzigen Schuhen nicht ausstehen; auch heute kann ich es noch nicht. Ich setzte meinen Stolz darein, nie mit ungeputzten Schuhen ins Geschäft zu gehen. Meine Großmutter sagte einmal: «Man kann immer an den Schuhen erkennen, wen man vor sich hat.» Womit sie sagen wollte, daß schmutzige Schuhe und schiefgetretene Absätze Bände sprechen. So war ich entschlossen, daß mir das nie passieren sollte.

Zwischen Charles und mir entwickelte sich eine Freundschaft. Wir trafen uns im geheimen, denn ich hatte Angst, meiner Mutter etwas davon zu sagen. Ich gehörte zum Chor der größten Sonntagsschule

der Welt, nämlich derjenigen von Stockport, die viertausend Schüler und Jugendliche umfaßte. Darunter waren drei junge Männer, die mich gern heimbegleiteten. Ich war damals etwa neunzehn Jahre alt. Einer von ihnen gab einmal eine Einladung bei sich zu Hause, und seine Familie lud mich dazu ein. Ich sagte zu Hause kein Wort und ging nicht hin. Um neun Uhr abends, als ich schon im Bett lag, kamen seine Schwestern, um zu fragen, warum ich nicht erschienen sei. Ich sehe noch, wie verblüfft meine Mutter ausschaute, und wie böse sie mit mir war, daß ich ihr nichts gesagt hatte, weil es ziemlich einflußreiche Leute unserer Stadt waren. Der junge Mann hat dann eine andere Annie geheiratet und hat heute eine gute Stellung als Posthalter in der Stadt.

Der zweite war ein junger Lehrer in unserer Sonntagsschule. Wir waren zusammen aufgewachsen, und seine Schwester war eine gute Freundin von mir. Aber meine Mutter fand einen Brief, den er mir geschrieben hatte, und das setzte den Schlußstrich unter die Geschichte. Wir blieben trotzdem gute Freunde. Auch er heiratete eine Annie.

Der dritte, ein Versicherungsbeamter, den ich sehr bewunderte, sandte mir einmal ein Geschenk zum Geburtstag. Ich mußte es zurückschicken, und das war wiederum das Ende. Er heiratete später auch eine Annie.

Ich war noch nie in einem Theater gewesen, als Charles mich eines Tages zu einer Aufführung mitnahm. Ich war sehr beeindruckt und genoß den wunderbaren Gesang. Aber du liebe Zeit, was hatte

das für Folgen: Mutters Schweigen und ihre Blicke verletzten mich mehr, als wenn sie mich geprügelt hätte. Ich war damals etwa fünfundzwanzig, also alt genug, könnte man meinen, um meinen eigenen Weg zu gehen.

Unsere Freundschaft vertiefte sich, und eines Tages stellte mich Charles seiner Schwester vor. Sie lud mich zum Tee ein. Zu meiner Überraschung traf ich dort auch seine Mutter und seine zwei Brüder. Sie sangen zusammen für mich «Stille Nacht». Es war wunderschön, ich werde es nie vergessen. Seine Mutter war eine gemütvolle Frau, die sehr mit ihrem Sohn verbunden war. Er sprach immer mit großer Zuneigung von ihr. An seinen Vater erinnerte er sich nicht. Er wußte nicht, ob er gestorben oder was mit ihm geschehen war, und wenn seine Mutter von ihm sprach, wurde sie ganz bedrückt. Charles' Vater und Mutter hatten Deutschland verlassen, als sie noch kleine Kinder waren. Sie besuchten eine deutsche Schule in Liverpool und verheirateten sich dort. Ihre Kinder waren also alle in Liverpool geboren, auch mein Mann.

Dann kam die Zeit, als Charles anfang mich heimzubegleiten. Zuerst nur bis zum Gartentor, aber allmählich kam er auch zu uns ins Haus. Ich freute mich sehr, ihn bei mir zu haben, aber gleichzeitig fürchtete ich, meine Familie könnte etwas Unfreundliches sagen und ihn verletzen.

Mein ältester Bruder konnte, wie meine Mutter, harte, boshafte und verletzende Bemerkungen machen, und einmal während des Abendessens fing er

eine unfreundliche Diskussion an. Er kam sich dabei sehr gescheit vor. Aber dies veranlaßte Charles, mir beim Abschied zu sagen: «Ich komme nicht mehr zu euch, lade mich also auch bitte nicht mehr ein.»

Er kam lange Zeit nicht mehr. Es war sehr schwierig für mich, denn er fing an zu verlangen, daß ich ihn zu einer bestimmten Zeit träfe, statt mich abzuholen. Ich hatte viele Pflichten zu Hause; so verspätete ich mich manchmal, und Charles, der die Pünktlichkeit selber war, machte mir Vorwürfe, die mich bestürzten. Er hielt mir vor, daß mir mehr an meiner Familie und ihren Wünschen gelegen sei als an ihm. Ich versuchte vergeblich, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

Kurze Zeit später verlobten wir uns, und als ich mit dem Verlobungsring am Finger heimging, fühlte ich mich dem, was ich zu hören bekommen würde, nicht gewachsen. Es war Essenszeit, und als ich zu Tisch ging, war ich ganz verwirrt. Ich erinnere mich, daß ich versuchte, meinen Ring zu verstecken. Meine Schwester lächelte, aber Mutter, in der ihr eigenen schroffen Art, sagte: «Was ist denn los? Was verbirgst du denn da?» So mußte ich Farbe bekennen.

Mutter sagte nicht viel. Sie warf mir nur einen Blick zu, der mein Innerstes erstarren ließ. So erstarb meine Liebe zu ihr, und meine Familie wurde mir immer fremder.

Ich war entschlossen festzubleiben. Mein jüngster Bruder war der einzige, der nett zu mir war. So vertiefte sich die Zuneigung, die wir schon immer füreinander gehabt hatten. Das gleiche Einverständnis bestand zwischen meinem Verlobten und ihm.

Ich trug meine Furcht mit mir herum, sie raubte mir einen großen Teil meiner Lebensfreude und machte mich sehr unglücklich. Mein Verlobter sagte oft: «Warum können wir nicht einfach heiraten und von all dem hier weggehen?» Aber ich fürchtete mich. Er fragte mich immer wieder, bis er schließlich eines Tages zu mir sagte: «Du mußt jetzt einfach deinen Weg gehen, und ich gehe den meinen, bis du bereit bist. Aber das eine mußt du wissen: Ich habe nicht die Absicht, deine Familie zu heiraten.»

So sahen wir uns eine Zeitlang nur selten. Wir begegneten uns zufällig bei Einladungen und Konzerten. Es fiel mir schwer, meinen Freunden zu begegnen, ohne recht zu wissen, was ich sagen sollte. Sie wußten natürlich alle, daß etwas nicht stimmte. Mein Verlobter verhielt sich sehr korrekt und übte nie öffentlich Kritik an meiner Familie.

Bis zu meinem 21. Altersjahr erhielt ich nur einen Schilling Taschengeld pro Woche. So konnte ich nichts auf die Seite legen. Später mußte ich Kostgeld bezahlen, so daß nur wenig Geld für mich selbst übrig blieb. Ich besaß gar nichts außer hübschen Kleidern, denn wir waren immer gut angezogen. Aber alle meine Freundinnen, die verlobt waren und sich auf die Heirat vorbereiteten, hatten schon vieles für ihren zukünftigen Haushalt. Bei allem untergrub eben Furcht meine Kräfte.

Dann hatte mein Verlobter einen Unfall auf seinem Arbeitsplatz. Die ganze Werkstatt brannte, weil jemand nachlässigerweise Brennspritus verschüttet hatte, und dann noch ein brennendes Zündholz in

die Späne gefallen war. Mein Verlobter versuchte sofort, das Feuer zu löschen, und dabei schlugen die Flammen in seine Augen. Lange Zeit wußte man nicht, ob er seine Sehkraft verlieren würde. Als es ihm besser ging, und er seine Augen wieder gebrauchen konnte, wurde ihm in der Stadt von einem Möbelschreiner eine Stelle angeboten, einem Quäker, der auch ein Guttempler war. Dort begann Charles zu arbeiten.

Er wohnte damals bei Bekannten von mir, die einen Stoffladen hatten. Als diese in ihr anderes Geschäft in der Stadt umzogen, nahmen sie alle ihre Waren mit. Hier sahen wir die Gelegenheit für die Eröffnung eines eigenen Ladens, und wir beschloßen, endlich zu heiraten. Die Trauung wurde auf einen Sonntagmorgen um acht Uhr festgesetzt. Der Pfarrer, der uns traute, war ein Freund von uns.

VATER UND SOHN

Diesen Entschluß hatten wir ohne meine Familie gefaßt. Aber als ich in jener Nacht nach Hause ging, hatte ich zum erstenmal keine Angst. Ich erzählte meiner Mutter alles. Da wir sie vor die vollendete Tatsache gestellt hatten, tat sie nun, was sie konnte, um die Zeit zu verschönern. Sie schenkte uns manches für unseren jungen Haushalt, wofür wir sehr dankbar waren.

Mein Verlobter liebte kein Aufsehen, und so feierten wir eine ganz stille Hochzeit daheim. Mein Vater war plötzlich krank geworden und konnte mich nicht zum Altar führen. So tat es mein ältester Bruder, was mich sehr glücklich machte.

Es bedeutete meinem Mann sehr viel, ein eigenes Heim zu besitzen, und wir richteten es gemeinsam ein. Etwas trübte dabei meine Freude: Ich besaß keinen Pfennig eigenes Geld und war vom ersten Augenblick unserer Ehe an finanziell ganz von meinem Mann abhängig. Da meine Familie wußte, daß mein Mann eigenes Geld hatte, sorgten sie sich in dieser Beziehung nicht um mich.

Unser Geschäft richteten wir gemeinsam ein. Mein

Mann zimmerte Regale, um dem alten Laden einen moderneren Anstrich zu geben. Ich stattete ihn mit hübschen Sachen aus und machte ihn so anziehend wie möglich. Ich setzte meinen ganzen Stolz in die Ausgestaltung. Mein Mann freute sich darüber, und wenn er von der Arbeit heimkam, sagte er immer, wie sehr es ihm gefalle.

All dies füllte meine Zeit nicht ganz aus. Ich hatte mein Leben lang viel gearbeitet, und das fehlte mir nun. So beschlossen wir, neben dem Stoffladen noch eine Hutabteilung zu eröffnen. Meine Tante hatte damals schon ihr Geschäft aufgegeben, und meine Mutter hatte sich schon früher davon zurückgezogen. So nannten wir diese neue Abteilung «Die alte Firma». Außen am Laden befestigten wir ein großes Schild, auf dem in großen Buchstaben «Jaeger» stand. Sehr schnell sprach sich das herum, und alle alten Kunden kamen von nah und fern. Färbereien, Hutfabriken und große und kleine Geschäfte nahmen Hüte zur Umarbeitung entgegen, und wenn sie die Arbeit nicht selber ausführen konnten, brachten sie sie zu uns. Für größere Aufträge gewährten wir einen Rabatt. So gab es eine gute Zusammenarbeit.

Mein Mann hatte etwas Chemie studiert und konnte geschickt Farben mischen. Wenn er abends von seiner Arbeit heimkam, färbte er die Hüte. Große Kübel mit verschiedenen Farbmischungen standen im Hof, und es war erstaunlich, welch schöne Farben mein Mann den alten Hüten zu geben verstand, die oft so verschossen und abgetragen ausgesehen hatten. Er machte sich geradezu einen Namen damit.

Ich arbeitete mehr denn je zuvor, denn jetzt mußte ich die Modelle nicht nur abändern, sondern sie auch umformen. In der Saison hatten wir etwa hundert Hüte pro Woche zu verarbeiten. Wir brauchten Hutformen, die mein Mann nach meinen Angaben selber anfertigen konnte.

Charles hatte beschlossen, daß er jeden Monat eine bestimmte Summe auf die Bank legen wolle, und er entnahm sie den Einnahmen unseres Ladens. Er sagte mir nie, wieviel er verdiente. Dies erzeugte in mir ein Gefühl der Unsicherheit, das sich bald unbewußt in einen zunehmenden Groll steigerte, weil er von mir erwartete, den Haushalt mit sehr wenig Geld zu führen. Anfangs dachte ich, es werde schon in Ordnung kommen; ich war zu stolz, um zu sagen, was ich wirklich fühlte. Nach einigen Monaten fiel mir auf, daß ich ja Tag für Tag um jeden Pfennig bitten mußte. Mein Ärger nahm zu, denn ich arbeitete so viel und mußte auch noch über die Einnahmen im Laden Buch führen und am Wochenende den Abschluß machen. Das versetzte mich mehr und mehr in Harnisch gegen alles, was man von mir verlangte. Das Geld floß in die Bank, ohne Rücksicht auf meine arme, kleine Person.

Dann machte der Gedanke an das zu erwartende Kind mich sehr glücklich, und ich erhoffte davon eine Besserung der Situation. Aber weit gefehlt: es wurde sogar von mir verlangt, mit dem wenigen, das ich bisher gehabt hatte, auch weiterhin auszukommen.

Wir hatten so viel Arbeit, daß ich kaum mehr wußte, was ich meinen Kunden zusagen könne. Sie

brachten einfach ihre Hüte zu uns, und meine Mutter kam und half mir einen Monat lang aus.

Am 25. April 1912 wurde unser Sohn geboren. Mein Mann wußte sich vor Aufregung kaum zu fassen. Ich weiß, er wurde viel geneckt deswegen.

Wie sollten wir ihn nennen? Seine beiden Großväter hießen George. Aber wir beschlossen, ihn William George zu nennen, und ich höre meinen Mann noch jetzt sagen: «Er soll nie Bill oder Billy oder Willi gerufen werden.» So wurde er stets William genannt.

Die ersten paar Lebensmonate unseres Kindchens waren uns eher ein Rätsel. Es weinte so viel. Unser Arzt, ein Inder, war ein guter Freund meines Mannes. Er war Assistent und vertrat den älteren Arzt. Da dies das erste Kind war, das er in die Welt gebracht hatte, lag ihm natürlich viel an seinem Wohlergehen. Oft steckte er im Vorbeigehen den Kopf in unseren Laden, und wenn er sah, daß ich mit einer Schar Kunden beschäftigt war, kam er herein, setzte das Kind in den Wagen, fuhr es bis an die Eingangstür und ließ es dort stehen. Es müsse frische Luft haben, sagte er. Aber er wußte nicht, warum es so viel schrie, und er änderte seine Diät verschiedentlich. Das Kind war kräftig und strampelte munter mit den Beinchen. Einmal sprang es mir direkt aus den Händen und landete auf dem Boden. Ich sehe heute noch das Gesicht seines Vaters. Er dachte, es sei tot.

Eines Tages besuchte mich eine Freundin, die mir sagte: «Ich weiß genau, was ich tun würde, wenn

dies mein Kind wäre. Es hat einfach Hunger.» Sie hatte selber eine Anzahl Kinder aufgezogen, und mein Mann hatte Vertrauen zu ihr. Als ich in den Laden gerufen wurde, nahm sie die Gelegenheit wahr und sagte zu meinem Mann: «Lassen Sie mich etwas für ihn kochen.» Sie nahm ein Stück Brot und rührte es mit ein wenig heißem Wasser zu einem Brei. Den kochte sie mit Butter und Zucker auf, und als ich aus dem Laden zurückkam, schmatzte William vergnügt mit den Lippen und sah sehr zufrieden aus. Zum erstenmal seit sechs Monaten schlief er ungestört die ganze Nacht durch.

Am nächsten Tag neckte ich den Arzt, daß selbst die Doktoren nicht immer alles wüßten. Natürlich gedieh William nun prächtig. Er war voller Leben und machte uns große Freude. Wir entdeckten, daß er eine Vorliebe für Musik hatte, und wenn sein Vater Violine spielte, rief er: «Mehr, mehr», obwohl er erst ein paar Worte sprechen konnte.

Dann versuchte er seine ersten Schritte. Er war fast so breit wie hoch und bekam immer wieder das Übergewicht, weil sein Oberkörper zu schwer war.

Unterdessen hatte sich das Geschäft weiterentwickelt. Ich hatte kaum noch Zeit zum Ausgehen; so stellten wir Lilly ein, ein Mädchen, das nach der Schule kam und William spazieren führte.

Dann brach der Krieg von 1914 aus, und wir hatten mehr Arbeit denn je. Ich stand oft beim ersten Morgengrauen auf und erledigte fast ein Tagespensum an Arbeit vor dem Frühstück, damit ich meinem Kinde wenigstens ein bißchen Zeit widmen konnte.

Dann erkrankte mein Mann. Es stand sehr ernst um ihn. Er hatte Fisch gegessen, der nicht mehr frisch war. Er starb fast an einer Vergiftung, die dann einen Nervenzusammenbruch auslöste. Als er so krank lag, kamen eines Tages zwei Männer bei uns vorbei und wollten mit ihm sprechen. Ich kannte den einen von ihnen und wußte, daß sie Detektive waren. Ich fragte, was ich für sie tun könne, mein Mann sei sehr krank. Da damals gebürtige Deutsche, die nicht britische Staatsbürger waren, interniert wurden, überkam mich eine plötzliche Angst. Sie bestanden darauf, meinen Mann persönlich zu sprechen, und ich ließ sie eintreten. «Wenn Sie gekommen sind, um meinen Mann wegzuholen, dann müssen Sie mich und unser Kind auch mitnehmen», sagte ich zu ihnen. Es war sehr dumm von mir, so ängstlich zu sein, denn ich wußte ja, daß mein Mann in Liverpool geboren war. Aber ich war nicht sicher, wie er es beweisen könne.

Der Detektiv, den ich kannte, sagte: «Ach, Unsinn.» Als sie eintraten, flüsterte mein Mann mir zu: «Hab' keine Angst. Sie können mir nichts tun.» Er zeigte ihnen seinen Geburtsschein und die Eheurkunde seiner Eltern. Die beiden Männer waren sichtlich überrascht. Ich werde den Ausdruck auf ihren Gesichtern nicht vergessen. Sie baten um Entschuldigung und fragten sich, wer ihnen wohl diesen Streich gespielt habe.

Später erfuhren wir, daß eine vermeintliche Freundin von mir auf der Polizei die genaue Beschreibung eines Deutschen gemacht und unsere Adresse ange-

geben hatte. Ihre beiden Söhne waren an der Front, und sie haßte einfach alles, was einen deutschen Namen trug. Ungefähr ein Jahr später kam sie zu uns und entschuldigte sich, und sie war außer sich, als sie sah, wie krank mein Mann war. Er mußte seine Arbeit aufgeben, und alle Verantwortung lag nun auf mir. Ich mußte für die Sicherheit meines Mannes kämpfen, für die meines Kindchens und meine eigene.

Eines Morgens warnte uns ein Nachbar, daß eine Menschenmenge unterwegs sei, um unsere Fenster und die Schaufenster des gegenüberliegenden Juwelierladens einzuschlagen. Der Besitzer war Deutscher, er wohnte schon seit sechsundvierzig Jahren in der Stadt. Er war der Bruder eines ehemaligen Bürgermeisters von London. Daraufhin stand mein Mann sofort auf, ging zu dem Juwelier, erzählte ihm, was die Leute vorhatten, und gemeinsam gingen sie zur Polizei, wo sie den Polizeipräsidenten verständigten. Von da an lebten wir zwei Jahre lang unter polizeilichem Schutz. Eine Anzahl von Geschäften wurde beschädigt, aber unser Laden blieb verschont, obwohl oft während der Nacht Banden umherstreiften.

Meine beiden Brüder taten Kriegsdienst, einer bei der Luftwaffe, der andere in der Soldverwaltung. Sie waren beide in Ägypten. Ein Neffe, Angestellter in einem großen Warenhaus in Liverpool, meldete sich freiwillig mit siebzehn Jahren. Man ließ ihn zweimal um einen Häuserblock marschieren, und als er zurückkam, sagte man ihm, nun sei er neunzehn Jahre alt! Er erlitt schlimme Gasvergiftungen in Frank-

reich, und als er zurückkam, war er taubstumm und blind. Nach langer, langer Zeit wurde er wieder gesund, und jetzt ist er Direktor in der gleichen Firma, in der er früher angestellt war.

Die Verfolgung nahm zu. Die Leute schrien mich an, wenn sie am Laden vorbeigingen oder mich auf der Straße sahen. Eines Tages, als mein Mann dazukam, ging er der Frau, die mich belästigt hatte, bis zu ihrem Hause nach und sagte: «Mich können Sie beschimpfen, soviel Sie wollen, aber lassen Sie meine Frau in Ruhe.» Kurze Zeit später kam ihr Mann verwundet aus dem Krieg zurück. Er brachte seine Frau einmal zu uns in den Laden, um für sie etwas zu kaufen. Dabei entschuldigte sie sich bei uns, und wir wurden Freunde. Viele unserer Bekannten drängten uns, wir sollten doch unseren Namen in Hunter (englisch für Jaeger) abändern. Aber mein Mann sagte: «Wozu? Ich schäme mich meines Namens nicht.» So blieb es bei Jaeger.

Auch mein kleiner Sohn mußte Ähnliches in der Schule durchmachen, oder wenn er mit seinem kleinen Dreirad spielte.

Mit acht Jahren kam er ins Untergymnasium. Für sein Alter war er ein großer, stämmiger Bub. Die Offenheit und Liebe, die Vater und Sohn füreinander hatten, war herzerfrischend und vertiefte sich immer mehr.

Ich liebte beide sehr, aber ich konnte es nicht zeigen. Ich weiß, daß ich der tiefen Liebe für meinen Mann und meinen Sohn nie Ausdruck verliehen habe. Jetzt weiß ich erst, wie besonders mein Mann

sich danach gesehnt hat, und ich kann gar nicht sagen, wie von Herzen leid mir das ist.

Wie schon gesagt, die Freundschaft zwischen William und seinem Vater war herzerfrischend. Sie war ansteckend, und jeder, der die beiden zusammen sah, spürte es. Sie hatten den gleichen Gang, sie sahen gleich aus, und sie hatten die gleichen Gewohnheiten.

Williams Schule war ein paar Meilen entfernt, und sein Vater begleitete ihn oft, manchmal den halben und manchmal den ganzen Weg. Oft holte er ihn nach der Schule ab und schloß unterwegs Freundschaft mit den anderen Knaben.

BANGE TAGE

Unser Laden lag mitten im Industrieviertel. Rechts neben uns stand eine Brauerei, und der Bierschaum flog den Fußweg hinauf und hinunter. Etwas weiter entfernt war Christies Hutfabrik, die mehrere hundert Männer und Frauen beschäftigte. Sie machten Filzhüte für Herren und Damen und versandten sie in alle Welt. Auf der linken Seite stand die Smith-Baumwollfabrik, die Handtücher und Zwirn herstellte. Noch etwas weiter entfernt lag ein anderes Unternehmen, das nur Handtücher produzierte.

Als wir anfangs dort wohnten, trugen die Männer noch Holzschuhe, und auch die Frauen gingen in Holzschuhen und hatten Schultertücher. Um sechs Uhr morgens fing die Arbeit an. Später sahen die Frauen, ob jung oder alt, in ihren farbigen Strümpfen und den Schuhen mit hohen Absätzen schick aus. Ein neuer Typ von Fabrikarbeiterinnen war herangewachsen. Viele von ihnen zählten zu unseren Kunden. Einige Arbeiter wohnten sehr weit weg von ihrem Arbeitsplatz, und da die Arbeit um sechs Uhr anfang, nahmen sie ihr Mittagessen mit. In den kleinen Häusern in der Umgebung wurde ihnen dazu für einen halben Schilling die Woche Tee serviert.

Wir hatten viele Freunde unter diesen Arbeitern, und nichts tat mein Mann lieber, als sie in ihren Häusern zu besuchen und mit ihnen zu plaudern. Beim Abschied pflegte er seinen Hut zu lüften zum Dank für die empfangene Freundlichkeit. Auch darin ahmte William seinen Vater nach. Er lüftete sein Käppchen zum allgemeinen Vergnügen, und sie nannten ihn «unseren Jungen».

Äußerlich schien alles in bester Ordnung. Aber innerhalb der Familie sah manches anders aus. Jeder von uns dreien setzte gern seinen eigenen Willen durch, und oft gab es Streit. Von mir erwartete man, daß ich das Essen beschaffte, es zubereitete und auf die Minute genau auf den Tisch stellte, selbst wenn ich den ganzen Morgen hatte im Laden stehen müssen. Wenn ich meinen Vater und meine Mutter besuchen wollte, mußte ich erst um Erlaubnis fragen und mir sagen lassen, ich solle auch ja zu einer bestimmten Zeit zurück sein. Sicherlich hätte all das anders sein können, wenn ich die Dinge richtig angepackt hätte. Aber damals hielt mich mein Stolz davon ab, etwas zu sagen. So sammelte sich der Ärger in meinem Herzen an, und wenn ich mich nicht mehr beherrschen konnte, gab es eine große Explosion. Dann sagten wir einander Dinge, die weh taten, Wahres und Unwahres.

Danach sprachen wir tagelang kein Wort miteinander, und wenn Freunde zu Besuch kamen, versuchten wir, den Schein zu wahren. Darum wirkten wir so unnatürlich.

Gewöhnlich war ich diejenige, die sich entschul-

digte; aber es brachte keine Lösung, und die gleichen Auftritte wiederholten sich. Im Grunde genommen ging es ums Geld. Der Gedanke, daß die Familie Jaeger Geld besaß und ich von ihnen abhängig war, verfolgte mich. Ich erinnere mich, wie ich einmal zu meinem Mann sagte: «Der Tag wird kommen, da es dir leid tun wird, daß du mich so behandelt hast. Auch wenn du Mietzins und Steuern auf dich nimmst, können wir trotzdem nicht von der Luft leben. Du erwartest Unmögliches von mir. Du wirst dein Geld einmal nicht mitnehmen können.» Das machte ihn so wütend, daß er das Haus verließ. In jenem Moment wünschte ich tatsächlich, ihn nie mehr sehen zu müssen. Aber sobald er fort war, tat es mir leid, und als er zurückkam, entschuldigte ich mich. Er aber entschuldigte sich nicht.

Dann ging es eine Zeitlang gut. Mein Mann kam selten heim, ohne einen Korb Früchte oder etwas Gutes mitzubringen. Der Krieg ging weiter. Mein Vater kam manchmal zu einem Besuch vorbei. Aber ich hätte ihm oder sonst jemandem aus meiner Familie nie ein Wort von dieser Seite unseres Familienlebens verraten.

Gesundheitlich stand es nicht gut um meinen Mann. Die Furcht, in den Krieg ziehen zu müssen, verursachte einen Nervenzusammenbruch nach dem andern. So nahm er meine ständige Fürsorge in Anspruch, neben allem, was ich sonst zu tun hatte. Manchmal kam es auch zwischen William und mir zu Zusammenstößen, denn auch er hatte seinen eigenen Kopf. Er widersprach mir dann absichtlich und

trieb es so weit, bis ich wütend wurde. Als dann mein Neffe aus Liverpool nach Manchester kam, um sich von seiner Gasvergiftung zu erholen, brachte er fast jeden Tag einige seiner Kriegskameraden zum Tee. Das war die rechte Ablenkung für meinen Mann, das brauchte er. Auch William machte es Spaß, und es war die große Freude seiner Kindheit, wenn das Haus voller Leute war. Schon als ganz kleiner Junge konnte er den Tisch decken.

Unser indischer Arzt war in einen anderen Stadtteil gezogen, und ein anderer Arzt besuchte meinen Mann täglich. Sein Gesundheitszustand machte mir Sorge. Ich hatte den Eindruck, daß der Arzt selber nicht wußte, was ihm fehlte. Aber mein Mann hatte Vertrauen zu ihm.

Zu der Zeit begann William sich zu einem guten Klavierspieler zu entwickeln. Er ermunterte seinen Vater oft, zu singen oder Geige zu spielen, um ihn aufzuheitern. Er begleitete ihn dann, und so verbrachten sie viele Stunden miteinander.

Wir hatten viele Freunde in der Heilsarmee, besonders unter den Offizieren. Mein Mann schloß rasch Freundschaft, und unser Haus war bekannt als das Haus mit der offenen Türe. Der Saal der Heilsarmee war nicht weit weg, und wir gingen häufig hin. Wenn ich dort sang, begleitete mich William. An einem Sonntagnachmittag sang ich in einem besonderen Gottesdienst, als zu meinem großen Erstaunen mein Vater hereinkam. Nach der Versammlung wollte ich ihn allen meinen Freunden vorstellen und erfuhr, daß er sie oft besuchte und bei besonde-

ren Zusammenkünften sogar die Leitung übernahm. Zum erstenmal erfuhren sie, daß ich seine kleine Tochter Annie war, die vor vielen Jahren der Anstoß für ihn gewesen war, das Abstinenzversprechen zu unterzeichnen.

Noch etwas Interessantes ereignete sich. Der neue Direktor des Gymnasiums entdeckte Williams Begabung für Musik. Sie gründeten zusammen ein Orchester, und William übernahm die Leitung. Beim ersten Schulkonzert dirigierte William mit seinen sechzehn Jahren das Orchester. Es war ein eindrucksvoller Anblick: die Schule zum Bersten voll mit Eltern und Freunden, die das erste Konzert des Schulorchesters hörten. Aber noch unvergeßlicher war der Anblick, wie der Schweiß von der Stirn des Dirigenten strömte und seine Krawatte flog. In meiner Aufregung fürchtete ich, daß er falsch Takt schlagen würde.

Dann kam die Zeit, in der alle Männer von fünf- undvierzig Jahren, also dem Alter meines Mannes, auf Dienstauglichkeit geprüft wurden. Er mußte eine strenge Prüfung über sich ergehen lassen. Der Inspektor hatte vergessen, dem Militärarzt das Gutachten über seinen Gesundheitszustand zu übergeben, das unser Arzt ausgestellt hatte. Nach der Untersuchung war mein Mann völlig erschöpft, und er wurde vom Militärdienst befreit. Mehr und mehr wurde er zum Invaliden.

Dann wies der Arzt ihn in ein Krankenhaus ein. Dort blieb er sechzehn Wochen lang. Das verschlang eine große Summe Geld, und er sagte oft: «Ich

glaube nicht, daß du so viel Geld für mich ausgeben solltest. Du wirst es eines Tages selber brauchen.» Ich wußte, daß er sich Sorgen machte, weil das Geld immer weniger wurde. Er hatte gehofft, es einmal für unsere alten Tage zu verwenden. Er war wirklich sehr krank. Wir hatten mehrere Spezialisten beigezogen, aber keiner von ihnen konnte eine klare Diagnose stellen. Als er nach Hause kam, ging es ihm eine Zeitlang besser.

Bald aber trat wieder eine Veränderung ein. Er wurde immer schwächer und schien vor unseren Augen dahinzuschwinden. Wir hatten noch einen Spezialisten zugezogen, einen der besten in Nordengland. Er meinte, mein Mann leide an Anämie, aber es sei nicht die gefährliche Anämie, und es bestehe begründete Hoffnung auf Genesung. So wurde er zur besonderen Behandlung durch diesen Spezialisten ins Krankenhaus eingeliefert. Aber es war zu spät. Er lebte nur noch neun Tage. Als Todesursache wurde anaplastische Anämie festgestellt, eine gefährliche Krankheit, für die es damals noch keine Heilung gab.

Williams Leben änderte sich nun von Grund auf. Er wurde vom Knaben zum Mann, der seine neue Verantwortung mit bewundernswerter Bereitschaft auf sich nahm.

Der Gedanke an ein Testament hatte meinem Mann immer widerstrebt. Er hatte seine eigene Ansicht über Testamente und Versicherungen. Aber da in seiner eigenen Familie Erbstreitigkeiten vorgekommen waren, hatte er doch ein Testament ge-

macht. Er hatte alles William und mir vermacht. Kurz bevor er starb – es waren fast seine letzten Worte – sagte er: «Ich weiß, du wirst es richtig verwenden, und du wirst William alle Hindernisse aus dem Weg räumen.» Er dachte an Williams Ausbildung, denn dieser wollte Pfarrer werden. Mein Mann wußte, daß ich alles dafür tun würde, was in meiner Macht stand, genau wie er selbst es getan hätte.

Wir übergaben die Testamentsvollstreckung einem Büro in Manchester gegen eine mäßige Gebühr. Rechtsanwälte verlangten ein enormes Honorar. Wir mußten nun ein Inventarverzeichnis von all unserem Hab und Gut aufstellen und den Wert des Ladens angeben. Wir taten es zusammen, und der Sachverständige, den uns diese Firma zur Verfügung stellte, half uns dabei. So brachten wir alle Formalitäten mit geringen Kosten in kürzester Zeit in Ordnung.

William war inzwischen neunzehn Jahre alt geworden. Er hatte ein Stipendium für die Londoner Universität bekommen, und so ging er dorthin und machte die Aufnahmeprüfung am «Regents Park Baptist College». Er wurde aufgenommen, und dann begann für ihn ein neues Leben.

Ich selbst war nun allein. Das Leben war nicht leicht. Hüte waren jetzt viel billiger, und die Geschäfte gingen im allgemeinen schlechter. Der Konkurrenzkampf hatte zugenommen, denn verschiedene große Kaufhäuser waren in der Stadt eröffnet worden. Ehrlich gesagt, ich nahm immer weniger Geld im Laden ein und schließlich gar nichts mehr. Ich brauchte nicht viel für mich selber, aber ich

mußte William hin und wieder etwas schicken. Dafür mußte ich unser kleines Bankkonto angreifen, und es kam der Tag, an dem ich für meine eigenen Bedürfnisse davon nehmen mußte.

Anmerkung des Herausgebers: Freunde, die Annie in jenen Tagen besuchten, erzählten, daß sie ihnen immer eine Tasse Tee anbot, selber aber nicht trank mit der Begründung, sie sei nicht durstig. Aber es lag auf der Hand, daß sie es sich nicht leisten konnte und sich das Essen vom Munde absparte. Als ihre kleine, weiße Katze starb, war sie wirklich ganz allein. Ihre Freunde erzählten William, wie es um seine Mutter stand. Er eilte zu ihr. Aber sie verbarg den wahren Sachverhalt vor ihm. Sie wollte ihm nicht unnötig Sorgen machen oder ihm Hindernisse in den Weg legen.

ICH VERKAUFE DEN LADEN

Dann geschah etwas mit William, das den ganzen Verlauf seines Lebens – und des meinigen – von Grund auf ändern sollte. An der Universität hatte er einige junge Männer kennengelernt, die ihm von der weltweiten Arbeit der Moralischen Aufrüstung, oder – wie sie damals hieß – der Oxford-Gruppe erzählten. Das war im Jahr 1932. William hatte sich von jeher brennend für alles interessiert, was in der Welt geschah.

Bei einer Zusammenkunft hörte er Leute über die Nöte in der modernen Welt sprechen – besonders von der Notwendigkeit, Völker zu ändern durch die Änderung einzelner Menschen. Worte Dr. Buchmans, des Begründers dieser weltweiten Arbeit, wurden zitiert, wie zum Beispiel: «Jedermann will, daß der andere sich ändert. Aber jeder wartet darauf, daß der andere anfängt. Warum beginnst du nicht mit dir selber und mit deinem eigenen Land? – Gott hat einen Plan für jedermann. – Wenn der Mensch horcht, spricht Gott.»

Zum Wochenende kam William zu mir nach Hause. Er war ganz erfüllt von dem, was er gefun-

den hatte. Es war wie ein Wirbelsturm, der mich mitriß.

«Mutter», sagte er, «warum hast du mich nie gewarnt vor all den Dingen, mit denen ich in einer Großstadt wie London fertig werden mußte – vor den Versuchungen, denen ich zu widerstehen hatte?» Ich konnte ihm nicht antworten. Zu meiner Schande muß ich es gestehen. Es war mir nie eingefallen, als er noch klein war, eine solche Grundlage des Vertrauens zwischen uns zu schaffen, daß er sich hätte aussprechen können über die Probleme, mit denen sich heranwachsende Kinder nun einmal auseinandersetzen müssen. Über die Beziehung zwischen Burschen und Mädchen wurde in unserem Haus einfach nicht gesprochen. Er mußte selber mit seinen täglichen Schwierigkeiten fertig werden.

Dann erzählte er mir von den vier Maßstäben der Moralischen Aufrüstung, an denen man sein Leben messen sollte – absolute Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. «Wenn man ehrlich auf die tiefste Stimme in seinem Herzen horcht, wird Gott reden», sagte er. Man könne über alles, was diesen Maßstäben im eigenen Leben nicht entspreche, ehrlich werden – dies sei der erste Schritt.

Er sagte mir, die menschliche Natur könne sich ändern, die Menschen könnten der Selbstsucht ein Ende setzen und für etwas Großes leben.

Mir wurde ganz unbehaglich zumute, und ich war innerlich etwas erbost. Unverzüglich erwiderte ich: «Dies ist ausgezeichnet für junge Leute. Aber ich brauche das nicht.» Ich wollte mich nicht hineinzie-

hen lassen. Schließlich hatte ich vierzig Jahre lang aktiv am kirchlichen Leben Anteil genommen und in der Sonntagsschule unterrichtet. Daß die Welt anders werden müsse, war mir klar. Aber ich tat ja immer alles, was ich konnte.

In jener Nacht saßen wir lange auf. Bis drei Uhr morgens sprachen wir miteinander, wie wir es noch nie getan hatten. William erzählte mir, wie er jetzt jeden Morgen eine «stille Zeit» halte, um von Gott Führung für den Tag zu bekommen. Er sagte, er schreibe seine Gedanken auf, um sie nicht zu vergessen.

Dieses Aufschreiben interessierte mich nicht, es schien mir albern. Dann schlug mein Sohn vor, wir sollten zusammen horchen. Ich dachte, man könne es ja versuchen, und als ich es tat, kam mir nur der eine Gedanke, ich solle ehrlich sein. Ich wußte, das hieß über unsere Finanzen ehrlich sein. Denn eines Tages, als ich unsere Buchhaltung überprüfte, mußte ich feststellen, daß wir von unseren Ersparnissen lebten. Damals hatte ich meinem Sohn nichts gesagt. Ich wollte nicht, daß er sich Sorgen mache. Mein Mann hatte nie erlaubt, daß wir Schulden machten. Dafür war ich ihm sehr dankbar.

Aber jetzt sagte ich meinem Sohn, was ich gedacht hatte, und seine Antwort lautete genau, wie ich es erwartet hatte: «Warum hast du mir das nicht früher gesagt?» Mein Stolz war schuld daran. Ich wage mir nicht auszumalen, wohin mich dieser Stolz gebracht hätte, wenn mir diese vier Maßstäbe nicht begegnet wären mit der Herausforderung, absolut ehrlich über

alles zu sein, was ich schon so lange gespürt, aber immer verdeckt hatte.

Ich war im Liberalen Frauenverband, im Christlichen Verein junger Mädchen und im Verband abstinenter Frauen tätig. Ich half bei den Parlamentswahlen und Gemeindewahlen und sammelte von Haus zu Haus Stimmen für den Kandidaten, den ich an der Macht sehen wollte. Aber diese neuen Ideen, die mein Sohn gefunden hatte, gaben mir eine völlig neue Einsicht. All diesen Verpflichtungen und meiner kirchlichen Tätigkeit fehlte etwas, und darum führten sie, wie andere gute Taten, nirgends hin.

Im Grunde änderte sich nichts, weil man nicht an die Wurzel der Selbstsucht im Menschen gelangte. Was nützte mein Unterricht in der Kirche, wenn ich niemandem helfen konnte, sich in den ganz konkreten Problemen des täglichen Lebens zu ändern? Alle um mich herum hatten Probleme mit Geld und Alkohol, Ärger, Zwist und Streit zu Hause, mit rebellischen Kindern. Aber niemand sagte diesen Leuten, daß sie sich ändern könnten.

Ich sagte meinem Sohn, daß ich unsere wahre finanzielle Lage vor ihm verborgen hatte. Es war ein schwerer Schritt, denn ich war eine stolze Frau. Aber nachher fühlte ich mich ganz frei von Furcht und Sorge. Wir fanden gemeinsam eine neue, tiefe Ehrlichkeit miteinander. Trotzdem blieb mein Sohn fest mit mir und sagte: «Von jetzt an hast du nicht mehr den ersten Platz in meinem Leben, Mutter. Gott kommt zuerst.» Ich hörte dies damals nicht sehr gern, aber ich wußte, daß er recht hatte. Ich war

dankbar für sein Feuer, seine Überzeugung und die Sicherheit, mit der er seinen Weg erkannt hatte.

Nach unserer ersten Unterredung knieten wir dann um drei Uhr morgens beide in unserer kleinen Stube nieder, beteten und übergaben Gott unser Leben auf ganz neue Art. Mein Herz jubelte vor Freude, nicht nur über die Offenheit mit meinem Sohn. Ich wußte, daß jeder von uns von jetzt an eine große Aufgabe zu erfüllen hatte.

Als ich am nächsten Tag unter der Ladedür stand, kam eine Nachbarin auf mich zu und sagte: «Frau Jaeger, was ist mit Ihnen passiert? Sie sehen so anders aus.» Ich lud sie ein hereinzukommen und berichtete ihr über meine Aussprache mit William, wie man in jeder Lebenslage ehrlich werden und bei sich selber anfangen könne.

Sie fragte mich: «Glauben Sie, ich könne mich ändern?» «Warum nicht», antwortete ich, «wenn Sie einfach horchen wollen und dann über ihre tiefsten Gedanken ehrlich sind.» So waren wir eine Weile still. Kurz darauf sagte sie, ihr sei ein Gedanke gekommen: «Hör auf, an deinem Mann herumzunörgeln.» Sie hatten sieben Kinder, und ihr Mann und sie tranken beide und spielten um Geld. Sie verpfändeten sogar die Kleider der Kinder, um beim Hunderennen wetten zu können. Einen ihrer Söhne schlug sie oft, wenn er ihr nicht gehorchte.

Von da an hörte ich jeden Tag auf Gott und schrieb die Gedanken auf, die er mir eingab. Ich erzählte allen Nachbarn, was ich entdeckt hatte. In der Familie eines Ingenieurs in einem andern Stadtteil

änderten sich Vater, Mutter, eine Tochter und drei Söhne. In einer Woche kamen fünfzehn Leute zu mir, um über ihre persönlichen Probleme mit mir zu sprechen, und wir konnten einander helfen. Eines Tages hatte ich den Gedanken, ich solle die Bürgermeisterin zu mir einladen. Ich hatte Angst und besprach es mit einer Freundin. Sie fand meine Idee gut. Die Bürgermeisterin nahm meine Einladung an und kam mit einigen anderen Damen unserer Stadt zum Tee. Es schien sie zu freuen, von meiner Arbeit zu hören, und sie dankten mir zum Schluß sehr herzlich für die Einladung.

So war ich plötzlich nicht mehr allein. Mein Leben war so ausgefüllt, daß ich kaum Zeit fand, mit allen Leuten, die mich brauchten, in Kontakt zu bleiben.

Einige Monate später hatte ich eines Morgens den klaren Gedanken: «Bist du bereit, dein Haus und das Geschäft zu verkaufen?» Nackte Angst überfiel mich. Das wollte ich nicht tun. Ich hing an unserer Wohnung, und ich wußte, ich würde damit unsere ganze materielle Sicherheit aufgeben. Zuerst sagte ich niemandem ein Wort. Aber dieses Geheimhalten machte mich krank. Meine Freunde schrieben an meinen Sohn in der Universität. Sie glaubten mit Bestimmtheit, daß ich etwas verberge.

So erschien William zu Hause. Als ich ihm meinen Gedanken anvertraute, sagte er: «Ich bin überzeugt, Mutter, Gott würde dies nie von dir verlangen, wenn er nicht einen Plan für dich hätte. Wenn du bereit bist, seiner Führung zu folgen, sollst du wissen, daß ich bereit bin, den Schritt mit dir zu wagen.» Das

half, meine Ängste zu zerstreuen. Es bedeutete, daß wir nun keine materielle Sicherheit mehr haben würden, und vielleicht müßte ich in einen weiteren Lebenskreis hinaustreten und mehr Leute kennen lernen, obgleich ich nie weiter als zwanzig Meilen von Stockport fort gewesen war.

Schließlich war ich wirklich bereit dazu, Hab und Gut zu verkaufen. Vierzig Pfund Sterling war alles, was ich dafür bekam. Aber ich wußte, daß Gott diesen Schritt gewollt hatte, und das war das Entscheidende.

VON HAUS ZU HAUS

Ich ging nach London, um bei Freunden von William zwei Wochen Ferien zu machen – und kehrte nie mehr in meine Heimatstadt zurück.

Kurz nach meiner Ankunft in London luden mich ein Zahnarzt und seine Frau ein, bei ihnen zu wohnen. Ihre Söhne und Töchter waren schon erwachsen. Sie wohnten in Nord-Finchley, und obwohl sie fleißig zur Kirche gingen, war auch ihr Problem die Angst vor der Zukunft. Sie konnten sich aber über ihre Befürchtungen aussprechen und fanden so eine Lösung.

Damals fing ich an, Gottes Plan für mich zu verstehen: ich sollte in den Familien leben, wo es die gleichen Probleme gab, die ich gehabt hatte. Gott hatte mein Leben neu gemacht. Er hatte mir die Angst vor der Zukunft und die Furcht vor der Meinung der Leute genommen und Vertrauen und neue Kraft geschenkt. Statt der kleinen, vertrockneten, an ihrem Stock daherhumpelnden Alten, die ich mit aller Wahrscheinlichkeit geworden wäre, wurde ich mit meinen sechzig Jahren zusehends jünger. Ich fühlte mich wohl und nicht über vierzig Jahre alt.

Anmerkung des Herausgebers: Zu dieser Zeit traf Annie zum erstenmal mit Frank Buchman zusammen. Er leitete eine große Kundgebung von etwa tausend Leuten in der Debattierhalle der Oxford-Union. Dreimal versuchte Annie zu sprechen, und jedesmal kam ihr jemand zuvor. Die Zusammenkunft ging schon ihrem Ende entgegen, und so dachte sie, sie hätte ihr Möglichstes getan und dabei müsse es bleiben. Als Frank Buchman eben die Zusammenkunft schließen wollte, blickte er im Kreis herum und sagte: «Dort drüben ist jemand, der dreimal versucht hat, etwas zu sagen. Wir müssen von Ihnen hören.»

Mit zitternden Knien erhob sich Annie. «Wer sind Sie?» fragte Dr. Buchman. «Ich bin Annie Jaeger, Bill Jaegers Mutter», antwortete sie.

«Wenn Sie Bills Mutter sind, müssen Sie aber hier heraufkommen und uns alles erzählen.» Mit diesen Worten kam er selber vom Podium herab und führte sie an der Hand hinauf. Er holte die ganze Geschichte aus ihr heraus, wie sie ihre Wohnung und ihr Geschäft aufgegeben hatte, und wie sie und Bill in Ost-London eine Mannschaft von Arbeitern aufbauten.

Am nächsten Morgen lud Dr. Buchman sie zu einem morgendlichen Treffen ein, und sie mußte dort wieder sprechen. Von da an rechnete er mit ihr. Die aufrichtige, einfache und echte Art, in der sie in Zusammenkünften sprach, gewann alle Zuhörer. Was sie zu sagen hatte, galt in gleichem Maß für eine Putzfrau, eine Dame aus dem Adel oder einen Geschäftsmann. Und von da an bis zu ihrem Tod in

Philadelphia in Amerika war sie ständig eine begehrte Persönlichkeit. Die Leute wollten sie als Gast bei sich haben, sie baten sie, in Versammlungen zu sprechen, in den Salons des vornehmen West-Londons, in Ratssälen, bei Massenkundgebungen.

Annie fährt fort:

Unterdessen hatte mein Sohn sein Studium beendet und bekam eine Pfarrstelle angeboten. Erst schien es richtig, sie anzunehmen. Dafür war er ausgebildet und damit erfüllte er den Wunsch seines Vaters. William war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt. Während seinen drei Universitätsjahren hatte er intensiv mit der Moralischen Aufrüstung gearbeitet, und es drängte ihn, etwas Revolutionäres zu unternehmen. Schon immer hatten ihn die armseligen Verhältnisse in Stockport beschäftigt, und auch die Art, wie so manche Leute, die in den Stadtrat eingetreten waren, die Wähler, denen sie ihre Stellung verdankten, ganz zu vergessen schienen. Die heftigen Auseinandersetzungen in unserer Familie hatten ihm sehr weh getan. Nun hatte er sein Universitätsstudium beendet, und er sah es als seine Bestimmung an, sich für die Arbeiter Englands und der Welt einzusetzen. Er wollte die Struktur der Gesellschaft ändern, aber gleichzeitig auch die Menschen und ihre Motive. Sie sollten auch ausleben, was sie predigten.

Hier ist ein Brief aus jener Zeit: «Verschiedene Freunde haben wie ich den Gedanken gehabt, ich solle die Arbeiter unseres Landes mobilisieren und

in Ost-London anfangen. Ich spüre es ganz klar: Gott will, daß ich etwas für die Arbeiterschaft tue.

Nach Ost-London zu gehen wird – vom menschlichen Standpunkt aus gesehen – schwierig sein, wenn man kein eigenes Einkommen hat. Trotzdem spüre ich, daß ich es tun muß. Ich kenne schon ziemlich viele Leute dort, und ich weiß, wo ich mit der Arbeit beginnen muß.»

In einem andern Brief schrieb er: «In meinem ganzen Leben habe ich noch nie so viel gearbeitet. Es ist mir jetzt ganz klar, was ich tun muß. Ich habe in drei Richtungen gewirkt. Etwa fünfhundert Leute arbeiten in London mit der Moralischen Aufrüstung. Einerseits muß man sich persönlich um jeden Einzelnen kümmern, aber zugleich muß man alle in einem Programm in Fabriken, Büros und allen möglichen Orten einsetzen. So hatten wir kürzlich in London ein Treffen von 1200 jungen Männern.

Ich übernahm auch Verantwortung für die Schulung derer, die nach Birmingham in das Lager gingen, wo Lord Salisbury sprach. Es trafen sich dort zwischen drei- und viertausend Menschen.

Ich hatte auch verschiedene Aufgaben in Ost-London. Mehrere Unternehmer baten uns, zu den Arbeitern in ihren Fabriken zu sprechen. Vor einer Woche traf ich mit fünfzig Hafenarbeitern zusammen; ein Eisenbahnbeamter versammelte die Angestellten seines Büros im Billardzimmer eines Gasthofes; ein Ingenieur tat das gleiche mit seinen Arbeitern im Gaswerk. Der Bürgermeister von West Ham empfing uns am 8. Mai im Rathaus von Stratford. Letzte

Woche war ich bei einem Essen mit einem Parlamentsmitglied, dem Bürgermeister und dem früheren Bürgermeister eines anderen Bezirks von Ost-London; sie alle interessieren sich sehr für unsere Arbeit.

Dann arbeitete ich auch in Fabriken. Ein Unternehmer in London lud hundert seiner jungen Arbeiter als seine Gäste nach Birmingham ein. In den letzten zehn Tagen habe ich einige Fabriken in Birmingham besucht. Wir haben die Direktoren von etwa achtzig Fabriken kennengelernt. Sie machten uns mit ihren Arbeitern und Angestellten bekannt, die sie gern zur Schulung in unser Lager senden möchten. Eine Fabrik mit achttausend Arbeitern kündigte unser Wochenendprogramm über den Lautsprecher in der ganzen Fabrik an.»

Als William sich wegen der Pfarrstelle entscheiden mußte, sagte ich zu ihm: «Du mußt wählen, aber diesmal mache ich den Schritt mit dir.» Er entschloß sich, die Stelle nicht anzunehmen und statt dessen nach West Ham in Ost-London zu gehen, wo zum großen Teil die britische Arbeiterbewegung entstanden war. Drei Millionen Menschen wohnten damals in Ost-London, und es herrschte bitterste Armut und Arbeitslosigkeit. Zwei Familien luden uns zu sich ein, und dort wohnten wir eine Zeitlang.

Ich begann zu verstehen, welch ein Vorrecht es ist, daß Gott uns aufgerufen hatte, am Aufbau einer neuen Welt zu arbeiten. So viele Leute reden von ihren Idealen. Die Moralische Aufrüstung war für mich nicht so sehr ein Ideal, als eine Realität, nicht

ein Standpunkt, sondern etwas, das praktische Auswirkungen hat.

Ich bin überzeugt, daß Gott einen Plan für gewöhnliche Leute hat, die sich entschließen, ihm zu gehorchen und nicht mehr ihren eigenen Wünschen zu folgen. Aber eines weiß ich gewiß – niemand kann dieses Leben auf billige Weise haben. Man muß einen Preis dafür bezahlen. Das Schwerste, was Gott von mir verlangte, war, ihm meinen Willen zu übergeben. Aber als ich es getan hatte, und es von ganzem Herzen ernst damit meinte, befreite er mich von all meiner Furcht. Es ist schwer zu beschreiben, was er mir dafür gab. Aber es schuf in mir das Bedürfnis zu kämpfen, um die Welt zu ändern. Und das ist etwas, das mir niemand mehr nehmen kann.

Ich bin sicher, das ist die Antwort auf die Angst, den Haß und die Gier in der Welt. Wo Haß die Menschen trennt, können sie ihre wahre Aufgabe nicht erfüllen, nämlich Verantwortung auf sich zu nehmen.

Wenn Gott mich ändern kann, kann er jeden Menschen ändern. Wir müssen nur bereit sein zuzugeben, wo wir Änderung brauchen, statt immer nur zu sehen, wo der andere im Unrecht ist. Durch die Änderung zahlreicher Familien in Ost-London wurde mir klar, wie wichtig ein gesundes Familienleben ist. In der Familie nimmt alles seinen Anfang, das Gute und das Schlechte. Wenn wir in der Familie nicht gerade und selbstlos leben, sollten wir auch nicht anderen Leuten sagen, wie sie leben sollen.

Je mehr die Arbeit in Ost-London zunahm, desto mehr interessierten sich die Leute in anderen Teilen

Londons dafür, und sie begannen, unsere Arbeit finanziell zu unterstützen. Keiner von uns bekam ein Gehalt. Die Leute nahmen uns in ihre Familien auf und gaben uns zu essen und ein Obdach für die Nacht. In einer Woche schlief ich in fünf verschiedenen Häusern. Ich habe bei mehr als zweihundert ganz verschiedenen Familien gewohnt, bei Reichen, dem Mittelstand und bei ganz Armen; aber die Probleme waren bei allen gleich: Furcht, Selbstsucht, Gier und Eifersucht.

Oft nahm ich meine Gastgeberinnen zu meinen Besuchen mit, damit sie auch lernten, Menschen zu ändern. So schlossen sie Freundschaft mit anderen Familien und erzählten ihnen von den Zielen und dem Programm der Moralischen Aufrüstung. Wir besuchten die Gattinnen von vier Parlamentsmitgliedern, suchten die Bürgermeisterin auf, und sie ihrerseits half uns, die Frauen der führenden Leute in unserem Bezirk kennenzulernen. Die Frauen der Stadträte empfingen uns sehr herzlich. Wir lernten auch die Hausfrauen in meinem Wohnquartier kennen. Einige empfingen uns freundlich, andere weniger!

Ich erinnere mich, wie wir in einer Straße mit etwa fünfzig oder sechzig Häusern auf jeder Seite an die Türe des ersten Hauses klopfen. Die Türe ging auf. Die Hausfrau blickte uns mißtrauisch an. Wir fragten sie, ob sie von der Moralischen Aufrüstung gehört habe. Sie bejahte es. Aber sie wußte eigentlich nicht, worum es sich handelte. Die Freundin, die ich mitgenommen hatte, erzählte, wie sie wirklich alles

mit ihrem Mann ehrlich durchgesprochen habe. «Wir sind diesen Leuten so dankbar», sagte sie. «Sie zeigen uns, wie wir jeden Tag selbstlos und mit Liebe zusammenleben können, statt daß jeder seinen eigenen Willen durchsetzen will, und wenn er es nicht kann, im Unfrieden den andern verläßt.» «Bei uns lebt man nicht so», sagte die Frau, «und ich hege keinen Groll gegen irgend jemanden.»

Nun, darüber ließ sich nicht diskutieren. Beim Abschied fiel uns ein, daß uns eine Hausfrau ganz in der Nähe ihr Heim und eine Tasse Tee angeboten hatte, falls einige der Mütter, die wir besuchten, gern mehr von der Oxford-Gruppe hören möchten. Wir sagten dies unserer neuen Bekannten. Aber Sie hätten ihr Gesicht sehen sollen, als wir den Namen der Frau erwähnten! «Dahin kann ich nicht gehen», rief sie aus, «es ist meine Schwägerin, und ich habe seit acht Jahren kein Wort mit ihr gesprochen!» Und das schien sie nicht Groll zu nennen.

Im Laufe der Zeit wurden wir gute Freunde, und sie söhnte sich mit ihrer Schwägerin aus. Sie machten alles wieder gut, was sie übereinander gedacht oder gesagt hatten. Ihre Änderung hatte einen solchen Einfluß auf die Nachbarn, daß viele andere Familien sich ebenfalls änderten.

Ähnliches ereignete sich in verschiedenen Quartieren Ost-Londons, und die Wirkung blieb nicht aus. Einige ärgerten sich und viele waren argwöhnisch, weil sie sich nicht ändern wollten.

Einmal besuchten wir eine Familie mit vier Kindern. Der Vater war seit langem arbeitslos. Er kam

zu unserer ersten großen Versammlung im Stadthaus und nahm alles in sich auf. Nach der Zusammenkunft sprachen zwei unserer Freunde mit ihm. Es schien, daß er oft um Geld spielte, keine Arbeit hatte und seiner Frau nie sagte, wieviel Unterstützungsgeld er bezog. So kam es dauernd zum Streit zwischen ihnen. Er sagte zu den beiden Männern: «Zu mir würde Gott nicht sprechen. Ich habe meine Familie zu schlecht behandelt und wollte nicht arbeiten.»

Bis fast um Mitternacht sprachen sie miteinander, und als jemand die Frage stellte: «Sind Sie bereit, Gott zu sich sprechen zu lassen?» antwortete er: «Ja.» Heimzugehen und mit seiner Frau ehrlich zu sein, war alles, was Gott ihm sagte.

Meine Freundin und ich wußten nichts von all dem, als wir am nächsten Morgen die Frau dieses Mannes besuchten. Sie hatte Tränen in den Augen. «Ich kann mir nicht vorstellen, was mit Ted geschehen ist», sagte sie. «Er kam gestern abend so verändert von der Zusammenkunft heim und entschuldigte sich, daß er mit mir nicht ehrlich gewesen sei über Geldangelegenheiten und dafür, daß er Sachen versetzt habe, um zu Geld zu kommen.» Er hatte oft sogar die Kleider der Kinder und Woldecken und Leintücher vom Bett weg in die Pfandleihanstalt gebracht, um Geld auf die Pferde- und Hunderennen setzen zu können.

Während des Wochenendes änderte sich vieles in dieser Familie. Auch die Frau hatte manches auf dem Gewissen. Sie erzählte, daß sie manchmal in ihrer Verzweiflung eine Kinderschürze oder ein Hemd-

chen genommen und es für ein paar Pfennige verkauft und diese aufs Glücksspiel gesetzt hatte, um zu Geld zu kommen. Oft hatte sie bei Freunden die Zeit verschwätzt und Heim und Kinder vernachlässigt. Dies alles wurde zwischen ihnen ins reine gebracht. Sie vergaben einander und baten Gott um Verzeihung. In der Folge änderten sich viele Familien in ihrer Gegend.

Mehr und mehr Leute wurden anders, und wir konnten eine Mannschaft aufbauen, die zusammenarbeitete und die mithalf, diesen Stadtbezirk zu ändern. Unser Treffpunkt war das Billardzimmer im «King's Head». Der Gastwirt und seine Frau interessierten sich sehr für alles, was wir taten. Ein paar von uns gingen regelmäßig zum Mittagessen dorthin und lernten viele Leute kennen.

Die Tage waren ausgefüllt und wurden immer spannender, je mehr Menschen wissen wollten, wie sie in ihrem Stadtteil eine Änderung herbeiführen könnten. Einige Hausfrauen trafen jede Woche mit einigen Frauen in West Ham Park zusammen, und sie erzählten einander, was in ihren Familien seit der letzten Zusammenkunft geschehen war. Viele fanden eine neue Basis der Ehrlichkeit und des Vertrauens in ihren Familien, weil sie nun keine Diktatoren mehr waren. Sie hatten sehr wenig Haushaltsgeld, und die meisten wußten nicht, wie sie das wenige richtig einteilen sollten. So besprachen wir die zweckmäßigste Verwendung des Geldes. Sonderbare Auffassungen kamen da zu Tage. Viele meinten, sie sollten für jedes Familienglied eine Versicherung eingehen, damit

rechtzeitig viel Geld für eine großartige Beerdigung bereitläge, statt das Geld für die täglichen Bedürfnisse einzuteilen.

Manchmal taten mir diese Leute wirklich leid. Ich erinnere mich besonders an einen Besuch, bei dem ich zuerst nicht sicher war, ob die Frau mich hereinbitten würde. Mit ihrem Mann war nur schwer auszukommen, und sie hatten dreizehn Kinder. Sie war eine Nörglerin, und Rauchen, Trinken und Spielen waren ihr zur Gewohnheit geworden. Doch ihr Mann fing an sich zu ändern. Er hatte sich bei ihr für seine Unehrlichkeit entschuldigt, und eine neue Beziehung war am Wachsen. Aber sie traute der Sache nicht, und sie wollte nichts von uns wissen. Eines Morgens klopfte ich also an ihre Türe, ungewiß, ob ich Einlaß finden würde. Aber sie bat mich herein.

Soviel ich sehen konnte, gab es nur zwei Stühle in der Stube. Bei dem einen fehle der Sitz, und der andere sei zu schmutzig, sagte sie, als daß ich mich darauf setzen dürfe. Sie legte eine Zeitung darauf. In den nächsten zwei Stunden wurden wir gute Freunde, und sie erzählte mir alles über ihre Familie. Sie hatte eine entzückende Familie, richtig hübsche Kinder, und jede Mutter wäre stolz auf sie gewesen, wenn sie nur einen Funken Liebe für sie empfunden hätte. Die Frau hatte alle ihre Kleider verpfändet und hatte fast nichts zum Anziehen. Aber als sie anfing sich zu ändern, sah sie, wie sehr sie ihre Familie vernachlässigt hatte. Ich besuchte sie regelmäßig, ein- oder zweimal pro Woche. Allmählich gab sie das Rauchen und Trinken auf und fing sogar an, sich auf meine Be-

suche zu freuen. Während einiger Wochen besuchte ich sie jeden Morgen, und wir hielten miteinander stille Zeit und horchten auf Gott, um seinen Plan für sie und ihre Familie zu erfahren. Sie wurde dann auch in andere Familien eingeladen, und allmählich wurde sie zu einer neuen Frau und Mutter.

Eines Tages sagte sie: «Ich weiß, daß ich selber auf Gott horchen und seinen Plan für unsere Familie finden muß, wenn ich meinem Mann und meinen Kindern eine Stütze sein will.» An jenem Nachmittag knieten wir an einem kleinen Tisch in ihrer Küche nieder. Sie übergab ihr Leben Gott und bat ihn, er möge ihr die vielen Sünden vergeben. Während sie betete, kam ihr Mann herein, und er kniete mit uns am Tisch nieder, und sie beteten zusammen. Jeder bat Gott um Vergebung. Das war der Anfang eines neuen gemeinsamen Lebens. Es war für mich ein ebenso ergreifendes Erlebnis wie für sie selbst.

Häufig besuchte ich zwölf Familien am Tag, natürlich ohne Auto. Ich ging zu Fuß oder nahm einen Bus. Oft betrat ich die «Swan Inn» mit ein paar Pfennigen in meiner Tasche für das Mittagessen und bestellte ein Brötchen ohne Butter und eine Tasse Tee. Mein Sohn William und ich wußten nie, wo der nächste Schilling herkommen sollte, aber das hielt uns nicht davon ab, Leute zu besuchen. Diese sahen dann, wie wir lebten und wollten uns helfen.

Die Bürgermeisterin von West Ham, Daisy Parsons, gab einmal ein Nachtessen, zu dem fünf andere Bürgermeister kamen. Sie fingen an sich zu ändern. Der Vizebürgermeister von East Ham, Stadtrat Fred

Welch, ging nach Hause und entschuldigte sich bei seiner Frau. Er entschuldigte sich auch bei seinem Erzfeind im Stadtrat, der der gleichen Partei angehörte. Es konnte vorkommen, daß wenn einer von ihnen im Rat das Wort ergriff, der andere aufstand und gleichzeitig zu sprechen begann, nur um seinen Kollegen zu ärgern. Der andere Stadtrat hatte seit achtzehn Jahren kein Wort mit der Bürgermeisterin seines Bezirks gewechselt. Nun ging er zu ihr und bat um Verzeihung. Die Bürgermeisterin traute ihren Ohren nicht. Das schuf einen ganz neuen Geist in den Stadtratssitzungen. 1938, in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege, begannen die Vertreter beider Parteien dank ihrer Änderung die Budgetberatungen auf eine neue Weise anzupacken. Sie stritten nicht mehr darum, wer recht habe, sondern suchten, was recht sei.

Aber all dies verlangte Ausdauer und harte Arbeit und war kein Kinderspiel. Eines Tages zum Beispiel waren alle Gehsteige in West Ham mit Kreide beschrieben: «Nieder mit der Oxford-Gruppe, sie scheut die Wahrheit.» Damals verstanden die Kommunisten die Ziele der Oxford-Gruppe nicht. Sie sagten, wir seien Faschisten und würden von den Kapitalisten bezahlt. Sie störten unsere Versammlungen mit Zwischenrufen und widersprachen den Rednern. Bei verschiedenen Anlässen versuchten sie, die Rednertribüne zu stürmen.

In einer solchen Versammlung mit dreihundert Zuhörern begannen fünfunddreißig Kommunisten das Kampflied «Die rote Fahne» zu singen, und sie mar-

schierten die Seitengänge entlang, um die Rednertribüne zu übernehmen. Mein Sohn veranlaßte sofort die anderen Zuhörer, das Lied der Moralischen Aufrüstung «Brückenbauer» zu singen, und wir sangen es besser, als die anderen «Die rote Fahne» sangen. Als die Versammlung zu Ende war, mischten wir uns unter die Zuhörer, sprachen mit den Kommunisten, und einige von ihnen fingen an sich zu ändern und mit uns zu arbeiten und gehörten bald zu unseren besten Freunden.

Wir kannten auch schwere Zeiten. Tod Sloan, ein richtiger Agitator in jener Gegend, ein Führer der Arbeitslosen, «Uhrmacher von Beruf und Aufrührer von Natur», wie er sich nannte, hatte sich vor kurzem geändert. Eines Tages fragte einer der Männer bei einer Zusammenkunft: «Haben wir den Mut verloren?», und wie aus einer Kehle erscholl die Antwort: «Nein! Nein!» Es waren harte und schwere Tage, aber wir kämpften gemeinsam weiter – damals ebenso wie jetzt – und Gott war mit uns; deshalb kamen wir durch.

Eine andere Frau, die wir kennen lernten, hielt sich für besser als ihre Nachbarn. Sie sprach nie mit ihnen. Dann erkannte sie, wie dumm das war. Eines Morgens, als sie einkaufen ging, entschuldigte sie sich bei ihrer Nachbarin. Das ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Straße. Dann beschloß sie, ihre zwölf Nachbarinnen zu sich einzuladen, und alle kamen. Sie waren so beeindruckt von dem, was sie zu hören bekamen, daß auch sie beschlossen, Freunde zu sich einzuladen. So ging eine Änderung durch die ganze

Straße mit ihren zweihundert Häusern, aus dem einfachen Grund, weil eine Frau sich bei ihrer Nachbarin entschuldigt hatte.

JEDER KANN SICH ÄNDERN

Im folgenden erzählt Frau Edith Crossman ihre erste Begegnung mit Annie. Sie wurde später eine von Annies tapfersten Mitarbeiterinnen und führt heute mit ihren vierundachtzig Jahren Annies Kampf weiter:

Im Jahr 1937 lernte ich Annie in Ost-London kennen. Sie besuchte mich an einem Montagmorgen. Ich sagte ihr: «Leider kann ich Sie heute nicht hereinbiten, ich habe Wäsche. Morgen muß ich bügeln. Am Mittwoch putze ich das obere Stockwerk, am Donnerstag das untere. Am Freitagmorgen mache ich meine Einkäufe für das Wochenende, am Freitagnachmittag bin ich frei.»

Also kam Frau Jaeger am Freitag um zwei Uhr wieder. An jenem Nachmittag hörte ich Annies Erzählungen zu, wie Menschen sich geändert hatten, und wie sie selber ihr Leben neu angefangen hatte. Nachdem wir lange miteinander gesprochen hatten, beteten wir, und ich übergab Gott mein Leben. Ich war Witwe und sehr verbittert über den Tod meines Mannes.

Dieses Erlebnis mit Annie löste eine Revolution in meinem Leben aus. Am nächsten Montag war Annie wieder da und bat mich, mit ihr eine bestimmte Frau zu besuchen. Sie hatte an diesem Morgen den Gedanken gehabt, daß diese Frau unsere Hilfe brauche. «Nun, heute ist zwar mein Waschttag, aber ich werde trotzdem kommen», sagte ich.

Doch die Frau war nicht zu Hause. «Warten wir noch», sagte Annie. Kurz darauf kam sie die Straße entlang, und Annie sagte zu ihr: «Sie sind aber früh unterwegs.» «Ja, und Sie können wohl kaum erraten, wo ich war», antwortete die Frau. «Auf dem Amtsgericht, um die Ehescheidung einzureichen. Ich kann nicht länger mit ihm leben. Kommen Sie doch einen Moment herein.»

Wie wir ihr nun unsere Erlebnisse erzählten, begann sie einzusehen, wie sie die Schwierigkeiten mit ihrem Mann ins reine bringen könne. Sie beschloß, mit ihrem Mann zu sprechen. Er fragte: «Wo sind die Kinder?» «Ich habe sie zu Mutter geschickt», antwortete sie. «Komm, dann wollen wir sie miteinander holen», sagte er. So war die Familie wieder vereinigt.

Die Bekanntschaft mit Annie lehrte mich, für mehr als nur für meinen eigenen Familienkreis zu sorgen.

Anmerkung des Herausgebers: Obwohl Annies Wirkungsfeld vorwiegend die von Menschen wimmelnden Bezirke Ost-Londons waren, wurde ihre Hilfe von Menschen in der ganzen Stadt beansprucht – auch in den Salons von West-London.

Unter anderem wurde sie mit Lady Antrim, Hofdame dreier Königinnen Englands, bekannt, die mit ihren dreiundachtzig Jahren aktiv Anteil am Kampf der Moralischen Aufrüstung nahm. Sie und Annie verstanden sich sogleich. Sie wußten, was nötig war. Lady Antrim kam von da an oft nach Ost-London, um Annie und ihren Freunden bei ihren Zusammenkünften zu helfen. Und umgekehrt ging Annie in den Westen, um Lady Antrims Freunde kennenzulernen.

Annie fährt fort:

Ich möchte jetzt die Geschichte einer Familie erzählen, die regelmäßig zur Kirche ging: die Mutter, weil sie dachte, ohne sie könne die Kirche nicht weiterbestehen; der Vater, weil er als Diakon auf dem Posten sein mußte; und die zwei Söhne, einfach weil sie gehen mußten.

Die Mutter war eine äußerst liebenswerte Frau, aber sie hatte einen starken Eigenwillen, den sie ihrer Familie aufzwang. Das verursachte viele Schwierigkeiten.

Sie hörte von der Moralischen Aufrüstung, dachte, es sei eine Art Erweckungsversammlung, sagte aber: «Schaden kann es mir jedenfalls nicht, ich gehe einmal hin.» Sie hörte Leute sprechen, die gemäß den vier Maßstäben von absoluter Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe leben wollten. Wieder zu Hause, überlegte sie, was diese Maßstäbe für sie bedeuten könnten. Sie kam zu dem Schluß: «Sie gelten nicht für mich. Ich bin sehr ehrlich. Ich mache keine

Schulden, und ich tue mehr als meine Pflicht der Kirche gegenüber.»

Über den zweiten Maßstab der absoluten Reinheit war sie sich nicht ganz klar. So ließ sie ihn einfach beiseite.

«Ich bin eine außerordentlich selbstlose Mutter», sagte sie. «Ich tue alles für meine Familie.»

Dann dachte sie an den vierten Maßstab, absolute Liebe. «Ja, liebevoll bin ich auch.» Aber am nächsten Morgen beim Einkaufen schien etwas in ihr zu sagen: «Liebe? wie steht es denn mit den Nachbarn? Hast du wirklich absolute Liebe für Frau...?» Sie mußte zugeben, daß sie überhaupt mit keinen Nachbarn sprach, nicht einmal mit denen im Haus nebenan. Sie war die Tochter eines Lehrers und war sich immer besser vorgekommen als die andern. Mit ihnen zu sprechen hätte ihre Würde beeinträchtigt.

So unterzog sie sich einer strengen Prüfung und mußte sich ihr vollständiges Versagen eingestehen. Sie gab sich den Anschein von Vollkommenheit, aber in Wirklichkeit war sie der Diktator in der Familie und machte sich Sorgen um ihren Ältesten, der sich nicht ihren Wünschen entsprechend aufführte.

Sie versuchte ihn zu zwingen, das zu tun, was sie wollte, aber er rebellierte. Eines Tages beschloß sie, ihn zu fragen, ob er aus irgend einem Grunde gegen sie bitter sei. «Natürlich, Mutter, aus vielen Gründen», sagte er. So konnte er nicht ertragen, wenn sie ihm ihren Willen aufzuzwingen versuchte. Dies machte ihn jeweils mißmutig, und er rebellierte, nicht nur zu Hause, sondern auch bei der Arbeit.

Sie bat ihn um Verzeihung, und als alles zwischen ihnen bereinigt war, knieten sie miteinander nieder, übergaben ihr Leben Gott und baten ihn um Verzeihung.

Sie entschuldigte sich auch bei ihrem Mann und dem jüngeren Sohn, daß sie so herrschsüchtig gewesen sei. Von da an wurde ihr Haus fast täglich zum Treffpunkt der verschiedensten Leute, die von der Moralischen Aufrüstung hören wollten. Sie luden ihre Nachbarn und Freunde zu sich ein, und auf diese Weise verbreitete sich ein neuer Geist in der ganzen Umgebung.

Im Mai 1938 hatten wir eine große Kundgebung im Rathaus von East Ham. Es war voll besetzt mit Leuten aus Ost-London und Vertretern aus der ganzen Welt. Dr. Buchman führte den Vorsitz.

Unter anderem sagte er dort:

«Wir, die Erneuerer der Welt – ist das nicht das Sinnen und Trachten des einfachen Menschen? Der Durchschnittsmensch möchte gern den andern Menschen ehrlich sehen und die andere Nation im Frieden mit seiner eigenen. Wir alle wollen nehmen. Aber mit so geänderten Führern könnten wir alle geben.

Wenn jeder genug liebt und jeder genug gibt, hat dann nicht jeder genug? In der Welt ist genug, um die Not eines jeden zu stillen, nicht aber genug, um die Habgier eines jeden zu befriedigen.

Wir können, wir müssen und wir werden eine moralische und geistige Kraft hervorbringen, die stark genug ist, die Welt zu erneuern.»

Viele Arbeiter waren im Saal. Als Dr. Buchman so zu ihnen sprach, waren sie begeistert und klatschten laut Beifall. Das war ja das Programm der Arbeiterschaft von Anfang an gewesen. Aber irgendwie waren sie davon abgekommen. Weil dieses Gedankengut an praktischen Beispielen illustriert wurde, gingen sie mit. Sie verstanden, daß es von jedem Einzelnen abhängt, sich zu entscheiden, verantwortlich zu sein; daß man nicht etwas von den Männern an der Spitze erwarten kann, was man selber zu tun nicht gewillt ist. Und viele von ihnen hatten schon die Erfahrung gemacht, daß diese Idee in ihren Familien, im Stadtrat und in den Gewerkschaften praktisch anwendbar ist. Das hatte sie völlig überzeugt.

Da war zum Beispiel eine Frau aus der Labour Party, eine Stadträtin, die mit niemandem auskam und deshalb «Hitzkopf» genannt wurde. Sie war ein wirklicher Diktator zu Hause und im Stadtrat. (Nach meiner Erfahrung sind nicht nur Männer Diktatoren.) Ein Jahr lang besuchte ich sie jeden Tag. Als sie einmal einer unserer Versammlungen in kritischer Stimmung beigewohnt hatte, sagte sie: «Moralische Aufrüstung täte unserem Bürgermeister gut. Er ist ein Konservativer, und ich hasse ihn wie die Pest.»

Aber sie änderte sich und machte ernst mit den Grundsätzen der Moralischen Aufrüstung. Sie entschuldigte sich aufrichtig beim Bürgermeister für ihren Haß. Jetzt konnten sie zusammenarbeiten. Das gleiche geschah in ihrer Familie und ihrem Mann gegenüber. Ein Blick auf ihn genügte, um zu sehen, daß auch er Angst vor ihr gehabt hatte.

Dann wurde ich eingeladen, in großen Kundgebungen in Holland und Schweden zu sprechen. Insgesamt waren wir dort tausend Leute aus England. Noch nie im Leben war ich so weit gereist, und es war ein aufregendes Erlebnis. Die Sprache war gar kein Hindernis. Ich besuchte viele Leute, und eines Tages wurde ich in Schweden einem Parlamentsmitglied, einer Frau, vorgestellt. Sie war sehr charmant, aber sie sprach kein Englisch, und ich brauchte einen Dolmetscher. Diese Frau war Sozialdemokratin und überzeugt, daß die Arbeiterschaft einen großen Anteil am Aufbau des Landes habe. Sie interessierte sich für die Arbeit der Moralischen Aufrüstung. Da sie eine vielbeschäftigte Frau war, konnte sie uns nur zwanzig Minuten widmen. Aber in zwanzig Minuten kann viel geschehen. Ich konnte ihr von den Ereignissen in Ost-London berichten und vieles aus ihrem eigenen Lande, weil dort, gerade so wie in England, die Arbeiter dabei waren, neue Wege zu gehen.

Sie wollte immer mehr hören, und wir blieben über eine Stunde. Zuletzt knieten wir zu dritt nieder, und sie bat Gott, ihr zu zeigen, wie sie bei dieser großen Arbeit mithelfen könne.

Am folgenden Tage lernte sie die Arbeiter kennen, die mit uns unterwegs waren, und miteinander begannen sie, ein Programm für die Arbeiter und auch für die Unternehmer auszuarbeiten.

Von Schweden aus reisten wir in die Schweiz zu einer großen Konferenz für Moralische Aufrüstung in Interlaken. Mehr als tausend Leute aus vielen Ländern waren versammelt. Wir fuhren nach Genf und

besuchten den Völkerbund. Als ich dort saß, spürte ich, wie hoffnungslos die Delegierten waren. Niemand hatte ein wirkliches Interesse. Eines Morgens hörte ich den Vorsitzenden de Valera sprechen. Er war ein aufrichtiger Staatsmann. Reden halten? Ja, aber das führt zu nichts ohne den Geist und einen Plan, der die Menschen zum Handeln anspornt!

Ich lernte Frauen aus verschiedenen Ländern kennen. Besonders erinnere ich mich an eine Dame, die drei Jahre lang Delegierte war. Sie war an allem, was der Völkerbund tat, sehr interessiert. Sie stellte mir viele Fragen über die Moralische Aufrüstung. Im Gespräch sagte ich einmal: «Keine Gruppe von Menschen kann einem Land geben, was die Einzelnen nicht selber in ihren Familien verwirklichen und gemeinsam ausgearbeitet haben.»

Sie schien ein wenig verlegen, als ich sie fragte: «Kommen Sie und Ihr Mann zu Hause gut miteinander aus?» Ich erfuhr, daß dies nicht der Fall war. Er ging seinen eigenen Weg und sie den ihren, und der Sohn einen dritten. Es war ihnen nie eingefallen, ganz ehrlich miteinander zu sein.

Das ist der Grund, warum der Völkerbund die Probleme der Welt nicht hat lösen können. Die Probleme bestanden eben auch in den eigenen Familien. Ich sagte ihr: «Es gibt so viele zerbrochene Familien und Völker, die einander bekämpfen, weil sie zu Hause nicht gelernt haben zusammenzuleben. So können sie auch nicht zusammenarbeiten. Jeder kämpft gegen den andern um Macht und Vorrang. Persönlichkeiten, die darauf aus sind, andere zu

unterdrücken, sind selbstsüchtig. Das gleiche gilt leider auch von den Frauen. Sie reisen lieber irgendwohin oder halten irgendwo eine Rede und sagen andern, was sie tun sollen, als daß sie bei sich selbst Ordnung schaffen würden.

Eines Tages im Frühling 1939 sagte mir mein Sohn, ich sei mit einer Gruppe von etwa hundert Leuten nach Amerika eingeladen. Sie sollten in einer Reihe von Massenkundgebungen im Madison Square Garden in New York, in der Constitution Hall in Washington und in der Hollywood Bowl in Kalifornien sprechen.

Ich muß gestehen, der Gedanke, nach Amerika zu fahren, war überraschend. Erstens hatte ich Angst vor dem Ozean. Dann wußte ich nicht, was ich von den Amerikanern halten sollte, besonders von den Frauen. Vielleicht hatte ich auch Angst vor ihnen. Es würde Trennung von meiner betagten Mutter bedeuten. Auch hieß es, manche Verpflichtungen und viele Freunde in Ost-London zurückzulassen. Ich dachte, vielleicht mache Bill nur Spaß und sagte: «Ach, Unsinn.»

«Nein, es ist gar kein Unsinn», sagte er. «Sie brauchen deine Hilfe dort und möchten, daß du ihnen von deiner Arbeit in England erzählst.» So beschloß ich zu fahren. Ich hatte nur eben genug Zeit, mir einen Hut zu kaufen. Welche Frau, jung oder alt, würde ohne Hut nach Amerika reisen! So kaufte ich mir einen Panamahut, denn man hatte mir gesagt, es werde eine warme Reise werden, und man brauche leichte Kleidung auf dem Schiff.

Es war eine wunderbare Fahrt, und ich mußte kein einziges Mal in meiner Kabine bleiben. Ich genoß die Reise geradeso sehr oder sogar noch mehr als eine lange Fahrt in der Bahn. Ich verlor alle Angst vor dem Wasser und hatte ein Vertrauen, wie ich es vorher nie gekannt hatte.

FREUNDSCHAFT SCHLIESSEN IST DER ERSTE SCHRITT

Annie verbrachte die letzten fünf Jahre ihres Lebens in Amerika. Sie bereiste diesen Kontinent kreuz und quer, von New York bis Kalifornien, von Seattle im Staate Washington über Minneapolis hinauf nach Maine und hinunter in den Süden nach Florida und Georgia und westwärts bis Nevada.

Erst fand sie alles sehr merkwürdig. Zuerst einmal vermißte sie eine richtige englische Kanne Tee. Sie neckte ihre amerikanischen Freunde wegen der Teebeutel, die sie im Restaurant bekam, und dazu eine Tasse mit nicht allzu heißem Wasser. Sie nannte sie ertränkte Mäuse! Und nie konnte sie sich daran gewöhnen, Mayonnaise zu ihrem Fruchtsalat zu essen!

Aber sie stellte bald fest, daß ihre Furcht vor den amerikanischen Frauen dahinschwand. Vor allem waren sie Frauen, und sie erschienen ihr sehr offen und warmherzig.

Kurz nach ihrer Ankunft in Amerika sprach sie in drei Massenkundgebungen. Die größte fand in der Hollywood Bowl in Kalifornien statt. Zwanzigtausend Leute füllten das große Freiluft-Amphitheater, und zehntausend mußten wegen Platzmangels abge-

wiesen werden. Vier mächtige Lichtsäulen symbolisierten am dunklen Nachthimmel die Maßstäbe der Moralischen Aufrüstung. Auf der Bühne saßen Staatsmänner aus vielen Ländern, Stars und Direktoren der Filmwelt (unter ihnen Louis B. Meyer), Athleten, Geschäftsleute, kämpferische Arbeiter und Führer der Arbeitslosen aus Ost-London. Unter ihnen war Annie und sprach über ihre Überzeugung, daß gesunde Familien eine gesunde Nation aufbauen werden für eine neue Welt, die frei ist von Haß, Gier und Furcht.

Annie fährt fort:

Ich kam mit meinen Freunden in New York an. Aber bevor ich auf das seither Geschehene eingehe, möchte ich meinen amerikanischen Freunden meinen Dank aussprechen für alles, was sie mir gaben, als wir uns zum erstenmal begegneten und ich mit ihnen in ihrem Land zu arbeiten begann. Einige von ihnen muß ich mit Namen anführen, denn ich verdanke ihnen so viel:

Dr. Frank Buchman, Begründer der Moralischen
Aufrüstung, Pennsylvania
Herr und Frau Ray Purdy, New York
Herr und Frau Garrett Stearly, New York
Herr und Frau Kenaston Twitchell, New York
Herr und Frau Scoville Wishard, Washington, D.C.
Herr und Frau Howard Blake, Washington, D.C.
Herr und Frau Charles Haines, Philadelphia

Frau Laura Wood und ihr Sohn John, New York
Fräulein Jean Barker, Kentucky (jetzt Frau Entwistle)

Fräulein Elizabeth Morris, New York (jetzt Frau Marjoribanks)

Nach dem großen Treffen in der Hollywood Bowl luden ein paar amerikanische Freunde mich zu sich nach Covina, nicht weit von Los Angeles, ein. Nie zuvor war ich so viel gereist, und ich war sehr müde. So waren diese drei Wochen der Erholung ein großes Geschenk für mich.

Dann reisten wir weiter nach San Franzisko, wo wir die verschiedensten Leute kennenlernten. Es war zur Zeit der Weltausstellung, und zwei der Ausstellungstage waren der Moralischen Aufrüstung gewidmet. Am ersten Morgen fand ein Umzug unserer Delegation mit den Fahnen der verschiedenen Nationen statt. Es war ein eindrucksvoller Anblick. Wir marschierten in Achterreihen, und ich mußte laufen, um Schritt zu halten. Bei verschiedenen Mahlzeiten und Radiosendungen sprachen Dr. Buchman und viele unserer Freunde. Ich blieb etwa zwei Monate in San Franzisko und besuchte die Frauen der führenden Männer der Stadtbehörden, der Arbeiterschaft und der Geschäftswelt.

Eines Abends bei einer großen Versammlung in einem Theater trug ich meinen Panamahut. Als die Reihe zu sprechen an mir war, fand Dr. Buchman, ich solle lieber meinen Hut ablegen – aber glaubt ihr, ich hätte ihn herunterkriegen können? Ich mühte

mich vergeblich ab. Dann sagte Dr. Buchman: «Jedermann außer Annie wäre furchtbar in Verlegenheit geraten.» «Er weiß nicht, wie verlegen ich bin», dachte ich. Aber ich hielt meine Rede, und am Schluß schenkte mir die Frau eines Professors, den ich recht gut kannte, einen hübschen Fächer. Er hat mich auf meinen Reisen über Tausende von Kilometern begleitet und mich stets an diese wunderbaren Tage erinnert.

Dann reiste ich der Westküste entlang weiter, nordwärts nach Seattle. Jedesmal wenn man in eine neue Stadt kommt, muß man wieder von vorn anfangen. Überall arbeitet man anders, und wenn man niemanden kennt, muß man einfach wieder neue Freunde finden. Vielleicht trifft man im Hotel jemanden, mit dem man ins Gespräch kommt. Jedenfalls habe ich oft erlebt, daß Gott auf diese Weise eine Tür auftat. Oder es kann mit einem Adreßbuch beginnen. Jemand findet darin den Namen des Bürgermeisters und der Stadträte, meistens haben diese Männer Gattinnen, und so bekommt man ihre Adressen, und schon machen wir unsere Besuche.

Oft sagten meine Freunde: «Sollten wir nicht telefonieren, um sicher zu sein, daß sie zu Hause sind?» Nach meiner Erfahrung war das nicht ratsam, da die Leute meistens gerade im Begriffe waren auszugehen, oder aus einem anderen Grunde nicht frei waren. Das beste war einfach hinzugehen, selbst wenn wir dann eine Verabredung für einen anderen Zeitpunkt treffen mußten. Die Fühlungnahme war da, und damit war die halbe Schlacht schon gewonnen.

In einem Haus gab es immer Streit. Es stand neben dem großen Fabrikgelände, auf dem ich mit einem unserer Freunde Besuche machte. Die Frau schrie und fluchte, und der Streit wurde immer größer. Eines Tages beschloß ich, diese Frau zu besuchen. Ich nahm eine Freundin aus Australien mit, eines der jungen Mädchen, die ich für die Besuche in den Häusern der Arbeiter schulte, wo wir den einfachen Menschen helfen wollten, eine Bestimmung für ihr Leben zu finden.

Anfangs schien die Frau gar nicht begeistert über unseren Besuch. Aber wir unterhielten uns und schlossen Freundschaft. Im Laufe des Gesprächs nahm ihr Gesicht zusehends einen anderen Ausdruck an. Sie kannte die Moralische Aufrüstung ein wenig, denn mein Sohn und seine Freunde hatten ihren Mann im Büro aufgesucht. Es wäre sehr gut, wenn ihr Mann sich ändern könnte, meinte sie, aber warum sie damit belästigen? Sie war in der Arbeiterbewegung tätig und kannte fast jedermann im Stadtkreis.

An jenem Morgen erzählte sie uns vieles über sich selber, und während wir so beisammen saßen, trat eine Veränderung in ihrer ganzen Haltung ein. Später hörte sie auf zu fluchen, und eines Tages kam sie und wollte andere Leute der Moralischen Aufrüstung in der Stadt kennenlernen. Sie und ihr Mann sind jetzt versöhnt. Sie arbeiten zusammen für die Gewerkschaft und ihre Mitglieder, damit diese in ihren Familien die gleiche Einigkeit finden. Für einen Mann, der die Verantwortung für Tausende von Arbeitern trägt, ist es so wichtig, daß seine Frau von

FREUNDSCHAFT SCHLIESSEN IST DER ERSTE SCHRITT

ganzem Herzen hinter ihm steht, ihn wirklich unterstützt und nicht mißtrauisch ist oder dauernd kritisiert.

ZU HAUSE UND IN DER FABRIK

Im Jahr 1940, kurz vor dem Angriff der Japaner auf die amerikanische Flotte in Pearl Harbor, wurde die patriotische Revue der Moralischen Aufrüstung *You Can Defend America (Du kannst Amerika verteidigen)* geschrieben und inszeniert. Sie wurde bald sehr beliebt, und wir führten sie in verschiedenen Staaten unter dem Patronat des Verteidigungsausschusses auf. Über eine Million Leute sahen die Revue. Es waren lose aneinandergefügte Szenen und Lieder, die in dramatischer Form zur Stärkung der Moral aufriefen und zur Unterstützung der Arbeit in den Fabriken, die das Material für den Kampf gegen Hitler produzierten. Mit Amerikas Eintritt in den Krieg nach Pearl Harbor verstärkte sich die Nachfrage nach der Revue. Sie wurde in vielen Staaten gespielt, und meistens begrüßte der Gouverneur das Ensemble.

Annie sang im Chor mit. Jeden Abend war sie auf der Bühne in der vordersten Reihe mit ihrem weißen Haar und strahlendem Lächeln und sang aus vollem Herzen. Sie machte sich selber darüber lustig und nannte sich das jüngste Mädchen im Chor. Im Zu-

schauerraum saßen Frauen, die sie untermittags besucht hatte, und am Schluß der Vorstellung beeilte sie sich, um sie zu begrüßen und sich mit ihnen zu unterhalten.

Auf Reisen mit der Revue arbeitete sie unermüdlich: abends auf der Bühne und tagsüber bei Besuchen, und dabei schulte sie gleichzeitig eine Gruppe junger Frauen in dieser Arbeit. Tausende von Arbeitern kannten nun Annie und begannen, Moralische Aufrüstung zu Hause, in der Gewerkschaft und in der Fabrik anzuwenden. So fanden sie die Antwort auf Spaltung, Mißtrauen und Streiks, die oft die Kriegsanstrengungen unterhöhlten.

Intensive Arbeit von Mensch zu Mensch war erforderlich, und zu Hause war der beste Ort dafür, sich frei auszusprechen. In Großstädten wie Detroit lagen die Häuser der Arbeiter kilometerweit verstreut. Das erforderte Geduld und Ausdauer. Aber es gab selten eine Hausfrau, die dem warmen und freundlichen Wesen Annies widerstehen konnte, wenn sie sich und ihre Freundin vorstellte und die Einladung zur Aufführung der Revue überbrachte. Im nächsten Moment schon wurden sie in die Stube gebeten, und die oft mürrische Hausfrau entspannte sich, sobald Annie anfang, von ihren Erlebnissen zu erzählen, und wie sie die ganze Reise von England gemacht hatte, um mitzuhelfen, gesunde Familien in Amerika aufzubauen. Sehr oft nannte sich die Frau eines Gewerkschaftsführers eine «Gewerkschaftswitwe», weil ihr Mann immer fort an Versammlungen war – manchmal sieben Abende in der Woche.

Jemand drückte es so aus: «Es gibt eben Zusammenkünfte und Zusammenkünfte.»

Annie beschreibt selbst, wie sie die Arbeiter kennenlernte und zum Besuch der Revue einlud:

Immer mehr Leute hörten von der Revue und wollten wissen, wie sie diese Wahrheiten in ihrem eigenen Lebenskreis, besonders in ihren Familien, anwenden könnten. Sie erkundigten sich, was wir unter einer gesunden Familie verstanden. Ein Handbuch über die Revue mit dem gleichen Titel, *You Can Defend America*, war in über einer Million Exemplaren in ganz Amerika verkauft worden, besonders auch in den Fabriken wie Lockheed. So zogen wir von Stadt zu Stadt und führten das Bühnenmaterial in einem Lastwagen mit.

Jeden Abend strömten riesige Zuschauermengen herzu. Die Männer saßen stocksteif da, und die Gesichter der Frauen waren so verschlossen, daß man sich fragte, was wohl geschehen werde. Im Verlauf der Vorstellung entspannten sie sich aber, und eine große Veränderung kam über sie. Oft fand ein Ehepaar neue Einigkeit, da die Revue so klar und mit Humor zeigte, wie man auch in der verfahrensten Situation bei sich selber anfangen kann. Sie kamen wieder und brachten ihre Freunde und Bekannten zu weiteren Vorstellungen mit, und nach einiger Zeit änderten sich die Männer dermaßen, daß ihre Frauen sie fast nicht wiedererkannten und ihren sorgenvollen Ausdruck verloren. Sie schienen nicht mehr die-

selben Menschen zu sein. Tag für Tag entschlossen sich neue Männer und Frauen, ihrem Kreis weiterzugeben, was sie erlebt und gemeinsam ausgearbeitet hatten.

Wir führten die Revue oft für den Bürgermeister und den Stadtrat auf, sowie für die Arbeiterführer und die leitenden Männer der Geschäftswelt und des Erziehungswesens. Wir suchten die Frauen dieser Männer auf. Überbeschäftigte Männer erzählen es ihren Frauen nicht immer, wenn sie eine Einladung zu einer Revue erhalten. Und tatsächlich hatten nur ein oder zwei Männer dies getan. So gaben wir auch den Frauen eine Einladung.

Ich fand es beachtenswert, wie viele Leute weder Zeit noch Geld scheuten, um diesen Geist in ihrer Stadt und von da aus im ganzen Land zu verbreiten. Ihre Bereitwilligkeit zu lernen, wie sie ihre Erfahrungen immer besser weitergeben könnten, war höchst eindrucksvoll. Es war wirklich etwas mit ihnen geschehen. Man konnte es in ihren Gesichtern lesen und am Klang ihrer Stimme hören. Wenn es die Menschen gepackt hatte, gingen sie anders heim, als sie gekommen waren.

In einer Vorstellung saß ich neben einem Elternpaar, das einen Jungen von etwa acht Jahren bei sich hatte. In der Revue gibt es eine Familienszene, wo der Vater die Mutter wütend anschreit, weil das Frühstück nicht rechtzeitig auf dem Tisch steht. Nach dieser in all ihrem Ernst humorvollen Nummer verzog der Junge keine Miene, sondern schaute zu seinen Eltern auf und sagte: «Vater, ist dies nicht genau wie

bei dir und Mutter?» Kinder verstehen, was um sie herum geschieht. Die Eltern waren erschüttert, als sie dies von ihrem Kind hörten. Aber ich weiß, daß der Junge und seine Eltern jetzt eine neue Art von Zusammenleben angefangen haben.

So änderten viele Familien ihre Lebensweise. Es waren moderne Wunder. In einer Stadt an der Westküste, wo wir oft in einem Restaurant unser Mittagessen einnahmen, lernten wir eine Kellnerin kennen. Sie interessierte sich sehr für unsere Arbeit und unterhielt sich gern mit Menschen anderer Länder. Sie stellte uns viele Fragen über die Moralische Aufrüstung und ihre praktischen Auswirkungen, und so luden wir sie eines Tages ein, damit sie auch die Erlebnisse anderer Leute hören könne. Sie sah sehr bald, was die praktische Anwendung der Moralischen Aufrüstung und eine Entscheidung, sich zu ändern, für sie bedeuten würde. Am nächsten Tag entschuldigte sie sich bei der Leiterin des Restaurants für den Groll, den sie gegen sie gehegt hatte.

Kathleen, so hieß das Mädchen, war oft zu spät zur Arbeit gekommen. Das hatte die Leiterin geärgert, und sie nahm es ihr übel. Es gab offenen Streit zwischen den beiden. Als Kathleen sich am nächsten Morgen entschuldigte, versprach sie, in Zukunft pünktlich zur Arbeit zu erscheinen. Sie hielt ihr Wort, und die Atmosphäre im Restaurant wurde ganz anders. Man spürte es sofort, wenn man hereinkam.

Kathleen war nicht mehr so kurz angebunden mit den Gästen und gewann ihr Vertrauen, und auch sie bemerkten die Veränderung an ihr. Eine ganz neue

Beziehung entstand, nicht nur unter den Angestellten, sondern auch zwischen der Leiterin und dem Personal. Kathleen hatte nie die Bibel gelesen, so gaben wir ihr ein Neues Testament. Sie fand es so spannend, daß sie es kaum aus der Hand legen konnte.

VIER, DIE MIT ANNIE ZUSAMMENARBEITETEN

Annie hatte kurz nach ihrer Ankunft in Amerika vier junge Amerikanerinnen kennengelernt. Sie schulte sie, hauptsächlich um ihre Besuche bei den Frauen der Gewerkschaftsführer und Arbeiter weiterzuführen. Sie bildete auch noch viele andere aus, aber diese vier arbeiteten ein paar Jahre lang eng mit ihr zusammen. Die vier kamen aus ganz verschiedenen Familien. Eine war aus Boston, eine reservierte «Neu-Engländerin», die Kunstgeschichte studiert hatte, eine andere war aus Hollywood, die Tochter des Präsidenten der dortigen Handelskammer, die dritte war die Tochter eines Bergarbeiters aus Illinois, und die vierte stammte aus einer Quäker-Familie und war die Tochter eines Rechtsanwalts in Philadelphia.

Annie lernte June Lee, die Tochter des Bergarbeiters, 1939 in Kalifornien kennen, gerade nach der Kundgebung in der Hollywood Bowl. June hatte sich kurz zuvor, nach zehnjähriger Ehe, scheiden lassen. Ihr Mann hatte sich wieder verheiratet. June kannte die Moralische Aufrüstung noch nicht lange und versuchte, sich über ihr Leben klar zu werden.

Annie bemerkte, daß June einen harten Kampf mit sich selbst ausfocht, und sie fühlte sehr mit ihr. Wenn Annie einen Menschen kennenlernte, spürte sie rasch, was aus ihm werden könnte, wenn er wirklich frei würde. Das war ihr Ziel, wenn sie den Menschen zur Änderung verhalf.

So bat sie June, sie bei ein paar Besuchen in der Gegend zu begleiten.

Unterdessen war auch Annies Sohn Bill nach Amerika gekommen, und er fing sofort an, die Führer der amerikanischen Arbeiterschaft aufzusuchen. Bill hatte eine Mannschaft, die mit ihm arbeitete. Drei davon waren Werftarbeiter von der Clydeside in Schottland: Duncan Corcoran, Blyth Ramsay und Tom Gillespie. Philip Murray, der Präsident des Verbandes der Industriegewerkschaften (CIO), der selbst Schotte war, interessierte sich sehr für diese drei. Mein Bruder, Warner Clark, gehörte auch zu dieser Mannschaft. Zwei andere Männer waren George Vondermuhll von New York und Stuart Smith, ebenfalls ein Schotte. Charles Haines, ein Mann von der Arbeitgeberseite einer Stahlfirma in Philadelphia, arbeitete ebenfalls mit ihnen. Denise Hyde (jetzt Frau Wood) aus Boston und Edith Shillington (jetzt Frau Ramsay) waren zwei andere junge Frauen, die Annie in jenen Jahren ausbildete.

Einmal besuchten Bill und seine Freunde Philip Murray, und er bat sie, mit John Riffe, einem der besten Organisatoren unter den Stahlarbeitern, Kontakt aufzunehmen. Riffe war ein wertvoller Mann, aber nicht immer in bester Verfassung am Verhand-

lungstisch, wenn er den Abend vorher mit seinen Kollegen in den Bierstuben verbracht hatte.

Als Annie an der Weltausstellung in San Franzisko war, hörte sie, Riffe und seine Frau seien gerade zu einem Stahlarbeiterkongreß in die Stadt gekommen. Sie beschloß, Frau Riffe in ihrem Hotel zu besuchen, und sie hatte das Gefühl, June sei genau die richtige Person zum Mitkommen. June freute sich darüber, und auf dem Weg kauften sie noch Blumen, um sie Frau Riffe mitzubringen. Das tat Annie oft, wenn sie Leute besuchte.

Frau Riffe war erstaunt, als man sie in ihrem Zimmer anrief und sie gefragt wurde, ob eine Engländerin sie einen Moment sehen könne; doch lud sie sie ein, heraufzukommen. Wie immer war Annies Art so freundlich und gewinnend, daß Frau Riffe mit ihr sprach, wie wenn sie alte Freundinnen wären. Sie fand es nicht leicht, die Frau eines Gewerkschaftsführers zu sein. Sie hatten harte Zeiten erlebt. John war oft in Gefahr gewesen; es hatte Zusammenstöße mit der Polizei, Schlägereien und Gewalttätigkeiten gegeben. Sie war Johns zweite Frau, und er war ihr zweiter Mann – so waren Kinder aus zwei verschiedenen Ehen da. Sie verlor auch eine Menge Zeit damit, auf John zu warten. Er sagte manchmal, er gehe zu einer Gewerkschaftsversammlung, aber oft dauerten diese «Versammlungen» die ganze Nacht. Es war verständlich, daß sie mißtrauisch wurde.

Beide, Annie und June, schlossen Freundschaft mit Rose Riffe. Bald freute sie sich auf ihre Besuche. Sie hielten ihr keine Moralpredigt, sie sprachen ein-

fach von sich selbst und anderen Frauen, die ihre Bitterkeit verloren hatten und die Schuld nicht mehr den anderen zuschoben.

Annie nahm June auch zu vielen anderen Arbeiterfrauen mit. Dabei lernte Annie June sehr gut kennen. Sie erkundigte sich, warum es zur Scheidung gekommen war, und nach und nach kam die ganze Geschichte ans Licht. June war bitter und gab ihrem Mann die Schuld. Sie sagte, er sei ihr davongelaufen.

Annie erzählte June aus ihrem Leben, wie leid es ihr tat, daß ihr Mann gestorben war, ohne daß sie ihn hatte um Verzeihung bitten können. Hätte sie nur verstanden zu sagen, es tue ihr leid, wenn sie ihm Vorwürfe gemacht hatte. Wieviel Herzeleid wäre ihnen beiden erspart geblieben! Und vor wieviel Schmerz hätten sie ihren Sohn bewahren können, der ständig den Streit und die gegenseitigen Anschuldigungen seiner Eltern mitanhören mußte. Annie sagte dann: «Jetzt ist es zu spät, aber ich kann anderen Frauen helfen.»

Durch das Gespräch mit Annie hörte June allmählich auf, sich als den leidenden Teil zu fühlen, und sie fing an zuzugeben, daß sie selbst zu Hause oft schwierig gewesen war. Sie erzählte Annie, daß sie vieles von ihrem Mann gefordert und ihn herumkommandiert habe.

Später beschrieb June selbst, was geschah:

Eines Tages erzählte ich Annie die ganze Geschichte und versuchte dabei, meine Gefühle zu ver-

stecken. Annie hörte zu und sagte gar nichts. Als ich fertig war, sagte sie einen Satz, der alles aufdeckte, was ich nicht hatte zeigen wollen: «Wenn du zehn Jahre verheiratet warst, muß es sicher etwas geben, das du mit deinem Mann in Ordnung bringen mußt.»

Dies war ein völlig neuer Gedanke. Unmöglich, daß ich etwas in Ordnung bringen mußte! Er war doch mit der andern Frau davongelaufen. Aber ich kam von Annies einfachem Satz nicht mehr los. Was sie über ihre eigenen Erfahrungen erzählt hatte, ging mir durch den Sinn. Sie hatte gesehen, wie falsch es war, ihrem Mann die Schuld zu geben; sie mußte ihre Mutter um Verzeihung bitten für den Groll, den sie ihr gegenüber genährt hatte. Ich fing an, mich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Meine Selbstsucht in ganz bestimmten Dingen begann mir klar zu werden, und ich spürte, daß es nie hätte zu der Trennung kommen müssen, wenn ich so gewesen wäre, wie Gott es von mir gewollt hatte.

Zwei Dinge sah ich klar: Erstens mußte ich meinem Mann ein paar Sachen zurückgeben, die er geerbt hatte, die ich aber durchaus hatte behalten wollen. Zweitens mußte ich mich bei seiner jetzigen Frau entschuldigen, weil ich ihr die Schuld an der Zerstörung meiner Ehe gegeben hatte. Nun aber sah ich, daß die Selbstsucht von Frauen wie mir die Ursache von zerrütteten Familien überall in der Welt ist. Ich schrieb ihnen dies alles in einem Brief und sagte, ich möchte ihnen die Dinge, die ich behalten hatte, zurückbringen.

Das tat ich denn auch. Sie empfangen mich beide.

Wir plauderten eine Weile, und dann erzählte ich ihnen von Annie und der musikalischen Revue *You Can Defend America*, in der ich zu jener Zeit mitsang. Es war merkwürdig, ich hatte weder Zweifel noch Bedenken, nur Friede und Vertrauen in meinem Herzen. Diese Haltung war möglich, weil ich beschlossen hatte, alles zu tun, um auf meiner Seite die Dinge in Ordnung zu bringen. Als ich wegging, war es, als ob ich zwei gute Freunde zurückließe. Und von dem Moment an war der letzte Rest von Groll, Gewissensbissen, Bedauern, Selbstmitleid und Selbstgerechtigkeit weggewischt: all das, was ich so sehr zu verstecken versucht hatte. Aber Annie hatte all dies gespürt und mir geholfen, frei zu werden.

Während der Zeit, als Annie die Arbeiterfamilien im Süden Kaliforniens besuchte, traf sie die Familie Eastman aus Hollywood. George Eastman war der Präsident der Handelskammer von Los Angeles und ein bekannter Geschäftsmann jener Gegend. Sie hatten zwei Kinder. Die Tochter Polly Anne (jetzt Frau Smith) war die zweite Amerikanerin, die Annie schulte. Annie ging wie üblich von Haus zu Haus. Die Entfernungen waren groß. Die Arbeiterfamilien wohnten in verschiedenen Bezirken der Stadt. So übernahm es Polly Anne, Annie im Auto zu ihren Besuchen zu fahren. Zuerst waren die Arbeiterführer schockiert und sehr zugeknöpft, als sie hörten, wer Polly Annes Vater war. Aber mit Annies Hilfe lernte Polly Anne, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie sagte ihnen, wie nötig geänderte Unternehmer und Ge-

schäftsleute seien, die Menschen wichtiger nehmen als den Profit.

Polly Anne selbst beschreibt es folgendermaßen:

Ich war die stolze, verwöhnte Tochter eines amerikanischen Unternehmers. Ich wuchs in Hollywood auf und hatte gerade mein Universitätsstudium abgeschlossen, als ich Annie traf. Trotz allen Privilegien, die ich hatte, war ich auf der Suche nach einem Ziel für mein Leben.

Als Annie mich bat, mit ihr zu arbeiten, nahm ich an, obgleich mir bewußt war, daß ich mich wohl in meiner Lebensweise umstellen müßte. In den nächsten zwei Jahren, in denen ich mit Annie viele Meilen durch die Industriestädte Amerikas fuhr und unzählige Tassen Tee trank, lernte ich mehr über Politik und vor allem über das Leben, die menschliche Natur und wie man sie ändern kann, als in meinen vier Universitätsjahren.

Viel Arbeiten lag mir nicht gerade. Mit Annie war jeder Tag sehr ausgefüllt. Manchmal besuchten wir an einem Nachmittag bis zu acht Familien. Annie war damals fast siebzig, und es ging ihr gesundheitlich nicht sehr gut. Aber sie liebte die Menschen.

Ich hatte meinen Stolz, und Annies Ausdauer machte mich manchmal verlegen. Ich werde nie vergessen, wie ich zum erstenmal mit ihr an einer Hausglocke läutete. Als niemand öffnete, ging Annie hinter Haus. Ich betete inbrünstig, es möge niemand zu Hause sein. Aber dort war die Frau des Hauses

und hängte ihre Wäsche auf. Und sie freute sich sogar sehr, Annie zu sehen.

Einmal schlug Annies Sohn Bill vor, daß wir die Familie eines führenden Mannes der Postgewerkschaft von Boston besuchen sollten. Nennen wir ihn O'Hara. Wir schlugen die Adresse nach und machten uns auf den Weg. Frau O'Hara ließ uns hereinkommen, und wir plauderten eine Weile und fanden sie sehr nett und offen. Dann erwähnte eine von uns die Post und die Probleme der Postangestellten. «Oh», sagte da die Frau, «Sie suchen sicher die O'Haras von der Postgewerkschaft. Die wohnen drei Häuser weiter.»

Doch es störte Annie gar nicht, daß wir im falschen Haus waren. Sie schloß Freundschaft mit der Frau und blieb lange Zeit mit ihr in Verbindung. Sie schrieb ihr Briefe und schickte ihr ermutigende Nachrichten.

Wir kamen auch in ein anderes Haus in Kalifornien zu einer wohlhabenden, kultivierten, «christlichen» Familie. Doch die Kinder waren verwöhnt und rebellisch. Annie sprach mit der Frau – einer guten, aber selbstgerechten und nervösen Mutter. Sie half ihr zu verstehen, daß echte Liebe zu ihren Kindern bedeute, wenn nötig streng und konsequent mit ihnen zu sein; ihnen zu geben, was sie brauchten, nicht aber was sie wollten und vor allem ihnen zu helfen, ein Ziel für ihr Leben zu finden. Die Mutter mußte über ihr eigenes Versagen ehrlich werden. Aber die Wirkung war erstaunlich. Die Kinder fingen an, sich für eine Revolution in ihrer Stadt und in

ihrem Land einzusetzen. Ihre Änderung setzte Arbeiter- und Unternehmerfamilien in Erstaunen, und durch sie änderte sich einer der mächtigsten Industrieführer im Land.

In Boston, Massachusetts, an der Ostküste der Vereinigten Staaten lernte Annie Rosamond Lombard (jetzt Frau Vondermuhll) kennen. Rosamond stammte aus einer der alten Familien Neu-Englands. Ihre Vorfahren waren mit der «Mayflower» herübergekommen. Ihr Vater war Besitzer einer Werft. Rosamond hatte das Radcliffe College, eine bekannte Frauenuniversität, besucht und danach einige Zeit in Italien Kunstgeschichte studiert. Sie war reserviert, wie es für Menschen aus Neu-England charakteristisch ist, aber Annie sah rasch wie immer ihre Fähigkeit zum Führen. Deshalb bat sie Rosamond, mit ihr einige der leitenden Frauen der Arbeiterbewegung in der Gegend von Boston zu besuchen. Eine davon, die Sekretärin der Internationalen Gewerkschaft der Bekleidungsarbeiterinnen von Boston war, leitete auch die Frauengewerkschaftsliga.

Annie beschreibt diesen Besuch mit Rosamond:

Ich blieb ein paar Wochen in Boston, besuchte viele Gewerkschaftsführer in ihren Wohnungen und lernte ihre Frauen kennen. Sie waren sehr herzlich, gaben uns sogar Tee, denn jeder Amerikaner weiß, wie gerne wir Engländerinnen Tee trinken. In Boston trafen Rosamond und ich die Präsidentin der Frauen-

gewerkschaftsliga. Wir besuchten sie in ihrem Büro. Sie hatte von Moralischer Aufrüstung gehört und ebenfalls von der Revue *You Can Defend America*. Die Lieder der Revue gefielen ihr. Sie hatte schon einige Männer der Truppe getroffen, aber sie schaute meine Freundin und mich sehr mißtrauisch an.

Sie fragte Rosamond, was sie getan habe, bevor sie der Moralischen Aufrüstung begegnet sei. Sicher dachte sie: «Was versteht die schon von der Arbeiterbewegung!» Rosamonds Antwort «Nichts, als was ein Mädchen aus der Gesellschaft tut» gefiel ihr. Dann erkundigte sie sich bei dem «Mädchen aus der Gesellschaft» über ihre finanziellen Verhältnisse. Meine Freundin erzählte ihr, daß ihr Vater Werftbesitzer gewesen sei. Er war gestorben und hatte ihr, ihrer Mutter und ihren Brüdern genug hinterlassen, daß sie davon leben konnten. Sie hatte sich nicht viel darum gekümmert, was sie mit ihrer Zeit und ihrem Geld machen wolle. Sie hatte einfach so dahingelebt wie andere Mädchen aus ihren Kreisen, ohne an irgendwen außer an sich selbst zu denken.

Aber nach der Begegnung mit der Moralischen Aufrüstung hatte sich alles geändert. Sie hatte beschlossen, ihr Leben dafür einzusetzen, um Einigkeit in Stadt und Land zu schaffen. «Mein Geld gehört nicht mehr mir», sagte sie, «es gehört Gott. Ich bin nur der Verwalter. Ich teile es mit meinen Freunden und setze es da ein, wo es nötig ist. Ich glaube, wenn jeder genug sorgt und teilt, werden alle Menschen genug haben. Es gibt genug in der Welt für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier.»

Rosamond trat der Gewerkschaftsliga bei und setzte sich sehr für die Arbeiterbewegung ein. Sie und die Präsidentin wurden gute Freundinnen. Sie gewann ihr ganzes Vertrauen; und dies zeigt, daß Zusammenarbeit in der Industrie beginnt, wenn zwei solche Frauen es lernen, ohne Klassenvorurteile zusammenzuarbeiten.

Rosamond blieb an Annies Seite bis zu ihrem Tod vier Jahre später. Die Zusammenarbeit mit Annie und die Erfahrung, wie man für Menschen sorgt, machten einen neuen Menschen aus ihr.

«Das Größte, was Annie uns lehrte», sagte Rosamond, «war, wie man auf ganz einfache Art die Freundschaft von Menschen gewinnt. Sie konnte so für Menschen sorgen, daß sich ihre besten Fähigkeiten unter Gottes Führung entfalteten. Das machte sie zu einer so außergewöhnlichen Frau. Für eine kühle Neu-Engländerin, wie ich es war, bedeutete es eine harte, aber wirksame Erfahrung, neben Annie zu leben. Die Wirkung war, daß mein kaltes Neu-Engländerherz schmolz, so daß ich alles gab, um gesunde Familien und eine neue Welt aufzubauen. Einmal schrieb mir Annie einen Brief, in dem sie sagte:

„Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Diese Worte Christi an seine Jünger zeigten mir, daß es das Höchste in der Welt ist, für Menschen zu sorgen. Ich habe erfahren, daß dies wahr ist. Je mehr ich für Menschen Sorge, desto mehr Menschen schickt mir Gott.»

Ich selbst war die vierte in dem Quartett, das Annie ausbildete. Wir wurden vor allem durch ihr Beispiel und die Zusammenarbeit mit ihr geschult, und wir lernten von ihr die Kunst, mit den verschiedensten Leuten so zu sprechen, daß sie ihr Herz auf-taten. Mit ihr unternahmen wir Dinge, die wir nie aus eigenem Antrieb getan hätten. Sie ging schnell voran, ohne Rücksicht auf sich selbst – sie arbeitete stundenlang, gab sich unendliche Mühe und war sehr gründlich. Wir hätten lieber unser eigenes Tempo gewählt, nämlich nur so viel zu tun, wie wir meinten, bewältigen zu können. Aber Annie ließ sich nie davon beeinflussen, wie sie sich fühlte. Der entscheidende Faktor war, was getan werden mußte.

Ich erinnere mich an den Tag, als ich sie zum erstenmal traf. Sie war erst vor kurzem aus England gekommen. Ich sah eine kleine, schlanke, ältere Frau mit weißem Haar und blauen Augen, die lustig zwinkerten. Sie war adrett gekleidet. Ich erinnere mich vor allem an die schräg nach oben gerichtete Haltung ihres Kopfes und ihre warme, spontane Art. Immer war sie von Leuten umgeben, und sie schien alle zu kennen, jung und alt.

Ich spürte ihre Autorität augenblicklich, aber ich verstand sie überhaupt nicht. Ihre Geradheit, ein Wesenszug der Leute von Lancashire, und ihre Natürlichkeit waren mir sehr ungewohnt. Ich war gelehrt worden, über alles ein höfliches Mäntelchen zu ziehen, ob es ehrlich war oder nicht. Auch ihre Fröhlichkeit und ihr Humor überraschten mich. Ich war entschlossen, keine Fehler zu machen, und so war

ich oft selbstgerecht und von Pflichtgefühl getrieben, ohne daß ich es merkte. Annie sagte mir manchmal: «Wenn ihr Heiden euch ändert, werdet ihr so fromm.» Mit Frommsein meinte sie den Versuch, etwas zu sein, was wir nicht sind, eine ehrgeizige Anstrengung, ein höheres Wesen zu werden, anstatt uns selbst anzunehmen, wie wir sind, und ehrlich zu werden über unsere Nöte und Versuchungen.

Ich kam aus einer Quäkerfamilie von Philadelphia. Mein Vater war Rechtsanwalt. Ich war in einer behüteten Atmosphäre unter Verwandten und Freunden aufgewachsen. Wir gingen alle in dieselbe Quäkerschule, und ich kannte die wirkliche Welt sehr wenig. Nach dem Schulabschluß wußte ich nicht, was ich werden wollte. Ich wollte einen Roman schreiben und tat es auch. Dann las ich eines Tages ein Buch mit dem Titel *Eine amerikanische Tragödie* von Theodore Dreiser. Es war die Geschichte eines armen Jungen, der die Erfolgsleiter erklimmen wollte und dann auf dem elektrischen Stuhl endete. Das Buch rührte mich zu Tränen, und impulsiv schrieb ich dem Verfasser, wie sehr mich sein Buch bewegt habe. Zu meinem Erstaunen bekam ich eine Antwort. Er bat mich, ihn in New York zu besuchen. Ich hatte ihm meinen Roman zum Lesen geschickt. Sein Kommentar war: «Mein Gott, wie Sie schreiben können. Aber Sie sagen nichts aus!» Er brauchte damals gerade jemanden, da er an einem Buch arbeitete, und er bot mir die Stelle an, nachdem er mein Können geprüft hatte. Ich nahm freudig an, zog nach New York und arbeitete drei Jahre lang für ihn.

Das New York der Dreißigerjahre war eine faszinierende Stadt, das Mekka jedes angehenden Künstlers. Dreiser war soeben aus Rußland zurückgekehrt, wo die Sowjets ihn groß herausgestrichen hatten. Es kam ihnen sehr gelegen, einen amerikanischen Schriftsteller zu finden, der die Schwächen im kapitalistischen System aufzeigte. Es war sehr spannend für mich, einige von Dreisers Freunden kennenzulernen. Am meisten verkehrte er damals mit George Jean Nathan, dem bekannten Theaterkritiker. Viele Abende verbrachten wir mit Essen, Trinken und langen Gesprächen. Ich war jedoch klug genug, meistens zu schweigen und nur zuzuhören. Ein anderer Schriftsteller, der damals oft zu Dreiser kam, war Sherwood Anderson, der Verfasser von *Winesburgh, Ohio*. Ich traf auch Sergei Eisenstein, den großen russischen Filmregisseur. Wir hatten ein unvergeßliches Gespräch, das Stunden dauerte. Diego Rivera, der mexikanische Maler, kam auch oft zum Essen.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß diese Welt ganz anders war als die Quäkerwelt, in der ich aufgewachsen war. Meiner Familie und meinen früheren Freunden in Philadelphia entfremdete ich mich immer mehr. Ich lernte, in allem nur verstandesmäßig zu handeln. Mein Gewissen stumpfte ab und starb schließlich. Gut und Böse existierten nicht mehr für mich. Ich verschleuderte mein Leben und kümmerte mich nicht mehr viel darum, wie es weitergehen sollte. Wie viele in den Dreißigerjahren gehörte ich zur rebellischen Jugend, die sich von ihren Leidenschaften treiben ließ.

Von Zeit zu Zeit besuchte ich meine Eltern. Wir hatten nur eine oberflächliche Beziehung zueinander und sprachen nie über die wesentlichen Dinge. Meine Lebensweise brach meiner Mutter fast das Herz, aber ich wollte es nicht wahrhaben.

Seit meinem Schulabschluß waren acht Jahre vergangen. Ich war sechsundzwanzig Jahre alt, als ich der Moralischen Aufrüstung begegnete. Ich las ein Buch, in dem es hieß:

Gott hat einen Plan für jedermann.
Wenn der Mensch horcht, spricht Gott.

Etwas in mir wurde angesprochen, als ich diese Worte zum erstenmal las. Ich saß in unserem Garten. Es war Herbst. Die Blätter fielen. Ich fühlte eine tiefe Traurigkeit in mir. Alles schien verkehrt zu gehen. Ich wußte, ich trank zuviel, aber ich tat es, um mir Mut zu machen.

Doch diese Worte berührten eine Saite im Innersten meines Wesens. Immer hatte ich mich nach einem Plan und einem Sinn für mein Leben geseht. Sollte es so etwas wirklich geben?

Ich las weiter. Da hieß es: Wenn du bereit bist, absolut ehrlich zu sein, still zu werden und zu horchen, wird Gott zu dir reden. Du kannst dein Leben an vier absoluten Maßstäben messen: an absoluter Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Sei ehrlich und schreibe auf, wo dein Leben mit diesen Maßstäben nicht übereinstimmt.

Ich saß lange Zeit im Garten.

Ich schrieb meine Gedanken auf. Zum erstenmal seit Jahren war ich ehrlich.

«Gib zu, daß du davonläufst und im dunkeln tappst. Höre auf, etwas vorzutäuschen. Sei ehrlich mit deiner Mutter. Lerne Maschinenschreiben und Stenographie.»

Als ich so den Dingen ehrlich ins Gesicht sah, begann sich mein Leben zu ändern, nicht nur sein Verlauf, sondern auch mein Charakter. Mit jedem Schritt, den ich tat, löste ich mich mehr und mehr aus der Sklaverei, in die ich durch die Nachgiebigkeit mir selbst gegenüber und durch meine Wunschträume geraten war. Anstatt immer den leichten Weg zu wählen und meinen Gefühlen nachzugeben, lernte ich, mich willentlich zu ändern.

Als ich Annie drei Jahre später traf, hatte ich meinen Stenokurs hinter mir, und ich arbeitete als Sekretärin für die Moralische Aufrüstung. Wie gesagt, eine gewisse Änderung war in mir vorgegangen, aber ich brauchte noch viel mehr. Ich kannte Annie seit etwa einem Monat, als sie eines Tages zu mir kam. Ich war am Schreiben.

«Schreibst du einen Brief?» fragte sie.

«Ja.»

«An wen?»

«An einen Freund.»

«Ist er verheiratet?»

«Ja.»

Da sagte Annie sehr bestimmt: «In Ost-London haben wir einen bestimmten Namen für solche Frauen.» Dann stand sie auf und ging weg.

Ich blieb erschüttert sitzen. Annies Blick war sehr klar und direkt gewesen. Niemand hatte mir je so gerade in die Augen geschaut. Nun war es ans Licht gekommen. Es war kein erfreulicher Anblick. Ich hatte mich an vielen Punkten geändert, aber in diesem einen Fall hatte ich heimlich einen Kompromiß gemacht, und Annie hatte ihren Finger darauf gelegt. Zum erstenmal seit vielen Jahren überkam mich ein tiefes Gefühl der Scham. Ich zerriß den angefangenen Brief und warf ihn weg. Nie wieder.

Erst zwei Jahre später traf ich Annies Sohn Bill. Er schien mir ein dynamischer Organisator und ein revolutionärer Kämpfer zu sein. Er war erst wenige Monate in Amerika, und schon hatten er und seine Freunde mit Hunderten von Arbeiterführern und gewöhnlichen Arbeitern Kontakt aufgenommen. Ich hörte von Annie und Bill, daß sie ein globales Ziel hatten, nämlich die Arbeiter der Welt zu gewinnen und ihnen eine Idee zu geben, die groß genug ist, um der Ausbeutung überall ein Ende zu setzen. In vielen Situationen stellt sich die Frage, wie die Gesellschaftsstruktur geändert werden kann. Aber gleichzeitig ist es nötig, die Menschen zu ändern, so daß sie nach den Maßstäben, von denen sie reden, auch leben. Jedes System muß zusammenbrechen, wenn die Menschen, die es aufgebaut haben, nicht verantwortlich leben und lernen, Vertrauen zu schaffen.

Diese Ideen und dieses Ziel leuchteten mir ein. Sie faszinierten mich sogar. Das war Idealismus, aber ein Idealismus, der in der Realität verwurzelt war. Diese Ziele gaben mir das Verständnis und den An-

sporn für eine neue Disziplin und Geradheit, die ich für mein Leben sehr nötig hatte.

Bald nahm Annie mich zu den Besuchen bei den Arbeiterfrauen mit. Ich wußte nichts über Gewerkschaften und hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte. So ging ich einfach mit und hörte zu. Gewöhnlich gingen wir in die Häuser der Arbeiter und läuteten an der Türe. Dann kam meistens eine Frau heraus und guckte uns mißtrauisch an. Doch Annie hatte ein so gewinnendes Wesen, und sehr bald waren wir drinnen in der Wohnung. Bald erkannte ich, wie sehr die meisten Leute nach wirklicher Freundschaft hungern.

Unsere Arbeit und die Ausbildung, die uns Annie gab, nahm viele Formen an. Es war ein ausgefülltes Leben. Annie und Bill und ihre Mannschaft arbeiteten intensiv in den Industriestädten Amerikas. In vielen Fabriken lernten wir die Gewerkschaftspräsidenten, Betriebsräte und viele einfache Arbeiter kennen. Jeden Tag machten wir Besuche bei ihren Frauen. Tom Gillespie, mein Bruder Warner Clark und George Vondermuhll schrieben jede Woche Artikel für über zweihundert amerikanische Arbeiterzeitungen. So mußten wir viel tippen, Briefe schreiben und Listen anfertigen.

Meine erste Erfahrung eines Gewerkschaftsbesuches machte ich in Florida. Unsere Revue war dort, und es war vereinbart, daß wir in der Brauereigewerkschaft sprechen sollten. Mein Bruder kam mit sechs seiner Freunde, und ich ging mit, um zu lernen. Das Büro war im sogenannten Gewerkschaftstempel. Wir

gingen die Treppen hinauf und kamen in einen Raum, in dem lauter stämmige Männer saßen, die alle Zigarren rauchten. Mein Bruder hielt eine Rede. Der Gewerkschaftspräsident antwortete, die Männer applaudierten, während wir hintereinander wieder aus dem Saal gingen.

Wir sprachen oft in den Gewerkschaften. Manchmal zeigte man uns die Fabrik. An etwas erinnere ich mich sehr lebhaft. Wir waren von einer Leiterin der Hutmachergewerkschaft in Atlanta, Georgia, eingeladen, eine Fabrik zu besichtigen. Unsere Gruppe, bestehend aus Annie, June Lee, ein paar Männern und mir, kam im Büro an. Dummerweise trug ich bei diesem Anlaß keinen Hut. Die Gewerkschaftsführerin, eine feurige Frau von spanischer Herkunft, warf mir einen prüfenden Blick zu und rief: «Sie können doch nicht ohne Hut durch eine Hutfabrik gehen. Leute wie Sie machen unsere Mädchen arbeitslos.» Sie rannte zu einem Kasten und kam zu meinem Schrecken mit einem erbsgrünen Hut in der Größe eines Wagenrades auf mich zu und wollte ihn mir auf den Kopf setzen. Ich bin sehr eitel, und ich wollte durchaus nicht etwas so Unschönes wie diesen Hut aufsetzen. Schnell nahm ich ihn wieder ab. Aber meine Gastgeberin setzte ihn mir ebensoschnell wieder auf. So hätte es eine Weile hin- und hergehen können. Aber Annie kam zu mir und sagte sehr bestimmt: «Hör auf, an dich selbst zu denken.» So gab ich nach und versuchte, bei der Fabrikbesichtigung zu allen Arbeiterinnen nett zu sein. Aber das erbsgrüne Modell rutschte mir immer wieder vom

Kopf herunter, und ich kam mir wirklich wie ein Narr vor.

Ich glaube, ich war nachher beim Mittagessen nicht sehr guter Laune, als Annie und meine Kameradinnen mich deswegen neckten.

Die Herausforderung, selbstlos zu sein, fand ich sehr schwierig. Aber was ich bei Annie und einigen meiner Freunde sah, weckte in mir den Wunsch, ebenso selbstlos zu leben. Die Art, wie sie sich gaben, beschämte mich oft. Annie sagte manchmal zu mir: «Warum gibst du dich nach außen immer so nett?» Ich wußte, was sie damit meinte. Oft setzte ich ein nettes Lächeln auf, aber darunter war ein Wirbel von Eifersucht, Vorwürfen und Bitterkeit.

Ich glaube, das Wichtigste, was Annie uns lehrte, war ihre Art zu sorgen, die Nöte der andern vor die eigenen zu stellen und bereit zu sein, die «zweite Meile» zu gehen. Sie pflegte zu sagen: «Ein wirklicher Führer ist der Diener aller.»

Es sind nun vierundzwanzig Jahre her, seit Annie starb, aber wir vier sind unserer Verpflichtung, Annies Werk weiterzuführen, treu geblieben. Durch die Jahre hat sich der Einfluß, den sie in unserer Jugend auf uns hatte, noch verstärkt und vertieft. Drei von uns sind verheiratet und haben erwachsene Kinder.

Immer besser verstehen wir vier die Bedeutung dessen, was sie uns lehrte. Keine Arbeit ist so herausfordernd wie diese, nämlich so für Menschen zu sorgen, daß Gott uns benutzen kann, um überall, wo es nötig ist, Änderung zu bringen.

Wir leben jetzt in verschiedenen Teilen der Welt:

ANNIE

Rosamond Vondermuhll in New York, June Lee in Los Angeles, Polly Anne Smith in Glasgow und ich in London. Aber wir sind miteinander in Verbindung, und überall erzählen wir die Geschichte von Annie, und was wir von ihr gelernt haben.

FÜR ALLE DIE GLEICHE

Während ihrer Zeit in Amerika wohnte Annie in etwa zweihundert Familien. Sie reiste Tausende von Meilen, und jeder Tag war lang und brachte Begegnungen mit vielen Menschen. Sie hielt nichts zurück und schonte sich nie. Oft kämpfte sie um ein paar verwöhnte Amerikanerinnen, die sich selbst verhätschelten und ihre Männer und Kinder mit ihren Launen tyrannisierten. So oft war es diesen Frauen gar nicht bewußt, welchen Schaden sie mit ihren Launen anrichteten, und wie sie ihre Männer beherrschten, die dadurch klein und unsicher oder rebellisch und trotzig wurden.

Wenn gewisse Frauen ihren Willen nicht durchsetzen konnten, oder wenn ihr Ehrgeiz für ihren Mann oder ihre Kinder durchkreuzt wurde, dann ging von ihnen ein mißbilligendes Schweigen aus, das einen düsteren Schatten über das ganze Haus legte. Annie half diesen Frauen, bis sie sich selbst gegenüber ehrlich wurden und die Macht dieser Launen erkannten. Oft fühlten sich ihre Familien sehr hilflos und versuchten, der Gattin und Mutter zu Gefallen zu leben und sich anzupassen, um Unannehmlichkeiten zu

vermeiden. So waren sie nicht mehr ehrlich und nicht mehr sich selbst. Viele Frauen waren Annie dankbar für ihre Hilfe, einige aber auch nicht. Sie fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt.

Für Annie waren diese letzten Jahre ihres Lebens in Amerika nicht immer leicht. Oft dachte sie mit Sehnsucht an England. Sie liebte England sehr, und täglich gingen ihre Gedanken heimwärts. Ihre ganze Familie war dort. Ihre Mutter war jetzt neunzig Jahre alt. All die verletzten Gefühle und aller Groll waren weggeschmolzen, und es bestand eine tiefe Zuneigung zwischen ihnen. Die ganze Zeit über wütete der schreckliche Krieg, und England kämpfte tapfer um seine Existenz. Es zerriß Annies Herz, wenn sie daran dachte; doch sie war sicher, daß ihr Platz bei den Leuten war, unter denen sie jetzt lebte und für die sie sich einsetzte. Das war für sie die beste Art, ihr eigenes Land zu unterstützen. Es war äußerst wichtig, daß Moral und Einigkeit der Vereinigten Staaten ein Höchstmaß erreichten. Sehr viele Leute wurden durch sie geändert und von ihr geschult – jung und alt, reich und arm, Unternehmer und Arbeiter.

Annie war für alle dieselbe, ungeachtet ihrer Herkunft oder Stellung. Sie schmeichelte den prominenten Leuten nicht und sprach mit den einfachen nie von oben herab. Sie war immer echt und natürlich – heiter und zum Spaß bereit, bestimmt und gerade.

Einige ihrer Bekannten waren Snobs und behandelten sie wohlmeinend von oben herab. Natürlich mochte sie das nicht, aber sie verurteilte sie nicht. Sie

verstand. Viele Frauen, die nie erlebt hatten, was es heißt, «mit nichts auszukommen», noch die Angst kannten, kein Geld zu haben, suchten Annie auf. Sie hatten andere Probleme. Viele fanden ihre Männer schwierig. Annie lachte jeweilen und erzählte ihre eigene Erfahrung. Meistens begann ihnen dann etwas aufzudämmern. Die Frauen waren blind für ihre eigenen Fehler, durch die sie die anderen reizten. Sie stellten Forderungen und machten anderen Vorwürfe, wenn es nicht nach ihrem Willen ging oder wenn sich ihre Familien weigerten, die Prinzipien anzunehmen, die sie ihnen aufdrängen wollten. Ein Gespräch mit Annie – und sie begannen über sich selbst ehrlich zu werden und einzusehen, womit sie ihren Männern das Leben schwer gemacht hatten.

Einige verloren ihren Jähzorn oder ihren Leichtsin in Geldangelegenheiten. Viele waren selbstsüchtig, verlangten Bequemlichkeit und viel Aufmerksamkeit für sich selbst als ihr Recht. Annie half ihnen zu verstehen, daß sie kein Recht hatten, und daß sie nichts fordern durften. Sie sagte ihnen, ihre höchste Bestimmung sei, zu dienen und zu geben und Verantwortung dafür zu übernehmen, daß die Ehe funktioniere. Wenn eine Frau fordert, im Mittelpunkt zu sein, ist ihre Ehe schon zum Scheitern verurteilt.

Den meisten Frauen war es nicht bewußt, was für eine Macht sie ausübten und wie sie ihre Familien mit ihren Launen, Ängsten, Forderungen, Sympathien, Antipathien und vorgefaßten Standpunkten beherrschten. Auf solcher Grundlage ist Streit unvermeidlich. Die menschliche Natur mit all ihren

Forderungen ist dann an der Macht. Für Annie war die Ehe ein Sakrament, das man feierlich vor Gott auf sich nimmt. Wenn Gott im Mittelpunkt der Ehe steht, verwandelt er sie, hält sie lebendig und macht sie zu einem reichen, sich stets vertiefenden Erlebnis. Nicht: wer hat recht? sondern: was ist recht? Und immer wieder müssen wir Gottes Führung suchen. Nicht was ich will, nicht was du willst, sondern was Gott will.

Weil Annie die Liebe und den Mut hatte, mit Menschen direkt zu sein, war es ihr möglich, eine Lösung auch für hoffnungslos scheinende Fälle zu bringen. Innerlich erloschene Menschen fanden neues Leben, wenn sie den Schritt von der Selbstbezogenheit weg zur Verantwortung und zum Dienen taten, und Streitsucht und Bitterkeit fielen von ihnen ab. Sie verehrten Annie in Dankbarkeit und wurden ihr sehr zugezogen. Sie hielt die Verbindung mit ihren Freunden durch einen regen Briefwechsel aufrecht. Jeden Tag schrieb sie einen Stoß Briefe, gewöhnlich zwischendurch, bevor sie irgendwohin gehen konnte, denn ihre Tage waren mit Besuchen ganz ausgefüllt.

Im Frühjahr 1942 wurde die Revue *You Can Defend America* nach Detroit in Michigan eingeladen. Tausende von Arbeitern der großen Fabriken strömten ins Theater. Annie war gerade von Indianapolis zurückgekommen. Von dort aus war sie zu ihren alten Freunden John und Rose Riffe gefahren. Sie hatten Annie, Frank Buchman, June Lee und einige andere eingeladen, sie zu besuchen und der Taufe ihres Töchterchens Joanna beizuwohnen. Annie er-

zählte ihnen von den vielen Familien, bei denen sie in den letzten Monaten gewesen war, und John und Rose sahen erneut, wie ihre Familie ein Muster werden könnte, und zu welcher Art von Führerschaft John in seiner großen Stahlarbeitergewerkschaft aufgerufen war.

Als Annie von dieser Reise zurückkehrte, war sie sehr, sehr müde. Etwas war offensichtlich nicht in Ordnung. Sie hatte keine Schmerzen, aber sie hatte ihren Appetit verloren, ihre Knöchel waren geschwollen, und sie schien keine Kraft zu haben.

Ein Arzt untersuchte sie sofort und wies sie ins Henry Ford-Krankenhaus zu einer gründlichen Untersuchung ein. So reiste sie am Abend des 27. Mai 1942 nach Detroit.

Die Ärzte fanden heraus, daß sie Krebs hatte. Dr. Buchman wurde benachrichtigt. Er ließ Annies Sohn kommen und teilte ihm den Befund mit. Frau Henry Ford sorgte für ein Zimmer im Krankenhaus. Bill wurde in einem Haus in der Nähe untergebracht.

Der Spitalaufenthalt brachte eine völlig neue Erfahrung in Annies Leben. Sie war bloß ein einziges Mal in einem Krankenhaus gewesen, während der Krankheit ihres Mannes, kurz bevor er starb.

Annies Tapferkeit und ihr einfacher Glaube wurden wirklich auf die Probe gestellt. Ihr Sohn und ihre Freunde blieben bei ihr, solange sie konnten. Natürlich wußte sie nicht, daß sie achtzehn Monate in diesem Krankenhaus bleiben würde. Man machte viele Untersuchungen, und schließlich entschlossen sich die Ärzte zur Operation.

In der Nacht, wenn sie allein war, sang Annie Kirchenlieder vor sich hin, und in der Nacht vor der Operation sang sie laut «Mein Glaube schaut auf zu dir». Dann fiel sie vertrauensvoll in einen erfrischenden Schlaf.

Am Morgen früh um sechs Uhr stand sie auf und betete. Als sie dort so klein und zerbrechlich neben ihrem hohen Spitalbett kniete, erschienen sechs Ärzte unter der Tür – der Chefarzt, der Chirurg und mehrere Assistenten. Es war ein ungewohnter Anblick, eine Frau betend auf den Knien zu finden. Erstaunt und schweigend blieben sie stehen, bis sie fertig war. Als Annie die Augen öffnete, schaute sie die Ärzte an, ebenfalls erstaunt, so viele von ihnen auf einmal zu sehen. Wie so oft neckte sie sie, weil sie so ernst aussahen, und stieg wieder in ihr Bett.

Als man sie auf die Bahre legte, sang sie nochmals laut, während sie durch die langen Korridore zum Operationssaal gefahren wurde.

Niemand hatte je so etwas gehört oder gesehen, und niemand vergaß es je wieder. Sie lernte das ganze Personal des großen Krankenhauses und viele Patienten kennen. Ihr einfacher Glaube, ihr Interesse für jedermann, ihre Fröhlichkeit und Wärme wurden fast legendär. Die meisten Leute kamen ins Krankenhaus, um etwas zu bekommen, aber Annie Jaeger, so sagten die Leute, kam und gab alles, was sie hatte.

Ihr Sohn Bill besuchte sie jeden Tag in diesen achtzehn Monaten. Trotz Winterstürmen und Sommerhitze ließ er keinen Tag aus. Sie wartete sehnsüchtig auf ihn. Er eilte mit seinem schnellen Schritt an ihr

Bett, umarmte sie, und dann spaßten sie miteinander. Ihre gegenseitige Zuneigung ging tiefer als Worte. Hinter ihren Neckereien und ihrem Frohsinn verbargen sich zwei Herzen mit tiefen, leidenschaftlichen Gefühlen, aber sie waren nie überschwänglich und klammerten sich nicht aneinander. Es war kein Fordern in ihrer Liebe. Jeder setzte Gott an die erste Stelle und vertraute ganz seinem Willen und Weg, und so gab es keine Konflikte. Sie waren beide geradlinig in ihrem Denken, ohne Arglist und Falsch, durch und durch aufrichtig. Diese Beziehung zwischen Mutter und Sohn war eine Inspiration für viele. Sie war ein Ausdruck selbstloser Liebe, die sich gegenseitig freigibt und zugleich einig macht.

Annie beschreibt nun ihre Ankunft im Krankenhaus und gibt einige Gedanken über ihren dortigen Aufenthalt:

Eine Krankenschwester nahm mich in ihre Obhut, brachte mir das Frühstück und kam dann mit einem Formular, auf dem meine Wertsachen, mein Geld und alle meine Kleidungsstücke vermerkt werden sollten. Dies alles kam mir sehr merkwürdig vor, da ich zum erstenmal als Patient in einem Krankenhaus war. Die Schwester und ich wurden mit dieser Arbeit rasch fertig, denn ich sagte ihr, daß wohl niemand etwas von meinen Dingen wolle, und Wertsachen besäße ich keine. Sie schien etwas erstaunt über meine Vertrauensseligkeit, wie sie es nannte. Sie sagte, die meisten Leute seien argwöhnisch und die wenigsten ehrlich.

Der sicherste Weg für einen Patienten, im Spital Frohes zu erleben, ist Freunde zu gewinnen.

Viele Freunde kamen mich besuchen, und manche schickten mir Karten. Dr. Buchman sandte mir eine Büchse China-Tee, denn er wußte, daß wir Engländer die Teebeutel gar nicht gerne mögen. Ich schätzte es sehr, daß ich zu meinen Mahlzeiten Tee haben konnte. Die Mädchen, die mein Zimmer in Ordnung halten und mein Essen bringen, wissen jetzt, wo in meinem Zimmer er steht, und wenn sie ihn am Morgen holen, weiß ich, daß meine Tasse Tee bald fertig ist. Einige meiner Freunde, wie Herr und Frau Henry Sanger und Herr und Frau Charles Haines von Philadelphia, sorgten dafür, daß mein Tee auf englische Art zubereitet wird, und sie schenkten mir eine Tee-kanne aus Ton und einen Krug für heißes Wasser, wofür ich ebenfalls sehr dankbar bin.

Es war interessant, wenn mich die Schwestern fragten: «Sind Sie nicht Engländerin?» Einige meinten, ich sei Schottin, weil ich einen breiten Akzent hatte. Nach einigen Tagen war ich gut befreundet mit der Schwester, die mir damals zugeteilt war. Ich fand heraus, daß sie Engländerin war und aus Birmingham kam, und daß sie dort viele Verwandte und Freunde hatte. Sie erzählte mir, wie sehr sie ihre Zeit in England vor sechs Jahren genossen habe. Als sie eines Tages bei mir im Zimmer war, schaute sie zum Fenster hinaus. Es regnete in Strömen. Sie sagte: «Ich hoffe, es regnet nicht am Sonntag.» Ich fragte sie, warum, und sie erzählte mir, daß am Sonntag ihre Hochzeit sei.

Ich dachte, es wäre nett, ihr ein kleines Geschenk zu geben, denn sie war immer so freundlich zu mir. So kauften meine Freunde für mich ein hübsches Tischtuch mit Servietten, und das gab ich ihr. Sie war ganz aufgeregt und dankte mir sehr herzlich.

Am Sonntag saß ich, in meine Kissen gestützt, und aß mein Nachtessen, als zu meinem Erstaunen Braut und Bräutigam ins Zimmer traten. Sie begannen gerade ihre Hochzeitsreise. Sie sahen so glücklich aus. Sie strahlten, und der Mann sagte, daß er mir mit seiner Frau danken wolle für das Geschenk und für die Freundschaft, die uns verband.

Ein paar Wochen lang versuchten die Ärzte herauszufinden, was mir fehlte. Es schien schwierig zu sein. Sie fanden mich guten Muts, und ich schien keine Temperatur zu haben. Viele Ärzte hielten viele Beratungen meinerwegen ab, und es gab allerlei Komplikationen und viele Untersuchungen. Eines Morgens brachte man mich in den Operationssaal.

Es war ein bißchen entmutigend, so viele Ärzte und Krankenschwestern dort zu sehen. Obwohl ich nicht genau wußte, was sie mit mir vorhatten, empfand ich keine Angst. Ich war an jenem Morgen sehr früh erwacht, und zwei Strophen des Kirchenliedes «Mein Glaube schaut auf zu dir» kamen mir in den Sinn. Ich sang es vor mich hin, und das bedeutete mir sehr viel. Die Operation war erfolgreich, und nach ein paar Tagen begann ich mich zu erholen. Ich werde nie vergessen, wie gütig die Ärzte und Schwestern zu mir waren.

Seit ich im Krankenhaus bin, habe ich über zwanzig Ärzte, achtzehn Krankenschwestern, die Oberschwester, fünf Zimmermädchen, vier Mädchen, die die Mahlzeiten bringen, elf Schwesternhilfen und eine Diätassistentin kennengelernt.

Es kamen noch viele Schwestern dazu, die nur ein paarmal halbtagsweise kamen, die konnte ich nicht zählen, es waren zu viele. Eine Schwester, die in den ersten vierzehn Tagen Nachtdienst hatte, und deren Freundschaft ich sehr schätzte, ging nie fort, ohne sich erst von mir zu verabschieden; sie sorgte auch eine Zeitlang tagsüber für mich.

Eine Schwester sagte, als sie zum erstenmal in mein Zimmer kam: «Sieht es bei Ihnen immer so nett aus?» Ich fragte: «Wie meinen Sie das?» Und sie sagte: «Es ist so hübsch und sauber und heimelig.» Das war ein großes Kompliment, denn am selben Tag hatte ein Zimmermädchen, das aushilfsweise gekommen war, dasselbe gesagt und hinzugefügt: «Es macht mir Freude, für Sie zu sorgen.»

Das scheinen kleine Dinge zu sein, aber sie zeigten mir, was die Leute überall beachten und wonach sie suchen; und sie helfen, ein gegenseitiges Vertrauen zu finden und schaffen wertvolle Freundschaft.

Mit allen Leuten, die in mein Zimmer kamen, schloß ich Bekanntschaft, indem ich ihnen aus meinem Leben erzählte. Ich schilderte ihnen, wie ich in meiner Familie versagt hatte, weil mein Stolz mich hinderte, von meinem Piedestal herunterzusteigen, und wie dadurch eine Mauer um mich emporzuchs

aus Angst vor dem, was die Leute von mir denken könnten. Ich sagte ihnen, wie ich mir eingebildet hätte, leicht Freundschaft zu schließen, daß es aber meist auf einer gefühlsmäßigen Grundlage geschehen sei, ohne daß ich eine Antwort auf die Probleme meiner Familie oder meine eigenen Schwierigkeiten gehabt hätte.

Die Schwestern erzählten mir danach von sich, und eine sagte: «So sehr wir Frauen auch versuchen zu verbergen, was wir fühlen, sind wir im Grunde doch alle gleich.» Stolz, Angst, Eifersucht und Bitterkeit zerstören in uns die liebende Fürsorge und Fraulichkeit, die wir haben sollten.

Eine Schwester, die mich nur viermal halbtags betreut hatte, wurde ein anderer Mensch, als sie bereit war, mit ihrer Mutter ehrlich zu sein. Sie war vorher wegen jeder Kleinigkeit aufgebraust, und es gab immer Krach. Nach unserem ersten kurzen Gespräch erzählte ich ihr von den vier Maßstäben, die ich zu leben versuchte – absolute Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Nachdem sie mit ihrer Mutter darüber gesprochen hatte, bat sie sie um Verzeihung für ihre Ungeduld. Die Mutter wußte, daß auch sie oft im Unrecht war und entschuldigte sich ebenfalls. Eine völlig neue Beziehung entwickelte sich zwischen ihnen, und eine neue Familie ist im Entstehen. Aber nicht nur das. Die Änderung dieser Schwester beeinflusste das Krankenhaus in verschiedener Hinsicht. Sie brachte neue Beziehungen zu ihrer Oberschwester, zu ihren Mitschwestern, den Ärzten und den Patienten.

Hier ein Beispiel, wie eine Patientin dadurch beeinflußt wurde. Sie war auf einer anderen Abteilung, und ich hatte sie durch eine ihrer Verwandten kennengelernt. Am Tag, als sie das Krankenhaus verließ, besuchte sie mich. Da erzählte sie mir von einer Schwester, die ebenfalls fortging und die sich von ihr verabschiedet hatte. Meine Besucherin sagte: «Als diese Schwester am Fuß des Bettes stand, sah ich, daß ihr Gesicht wunderbar strahlte.» Ich fragte sie, ob sie den Namen der Schwester kenne. Es war, wie ich vermutet hatte, die Schwester, die mit ihrer Mutter ehrlich geworden war. Sie ist jetzt unterwegs im Kriegseinsatz, möglicherweise in England. Sie wünschte sich, dorthin zu gehen, und da sie jetzt von Angst frei geworden ist, kann sie den Soldaten viel mehr geben.

Eine andere Schwester, die ich vorher nicht gesehen hatte, kam eines Tages herein, um Blumen zu bringen, die jemand für mich geschickt hatte. Sie war sehr gesprächig und freundlich, und ich erzählte ihr dieselbe Geschichte. Sie sagte: «Ich glaube, das ist es, was auch bei mir nicht in Ordnung ist. Ich will immer meinen Willen durchsetzen.» Sie ging nach Hause und erzählte ihrer Mutter die Geschichte. Dieselben Entschuldigungen wurden zwischen Mutter und Tochter ausgesprochen, und das löste etwas Neues in beiden aus.

Eine Hilfsschwester sagte etwa drei Monate nach meiner Einlieferung: «Es tut uns leid, daß Sie krank sind, aber wir sind froh, daß Sie da sind.»

Wenn Olga, das Zimmermädchen, kommt, bin ich

bereit, daß das Zimmer geputzt und abgestaubt werden kann. Sie sorgt dafür, daß alles vor dem Frühstück fertig ist. Sie sieht zu, daß mein Zimmer schön aussieht, und ich bin ihr sehr dankbar dafür. Als sie einmal auf Urlaub war, hatten wir eine Aushilfe. Sie sah mich an und sagte: «Wie gut Sie aussehen mit Ihren strahlenden Augen!» Ich erwiderte: «Ich fühle mich viel besser.» Sie fragte mich, was mir fehle und wie lange ich schon hier sei. Als ich ihr meine Krankheit nannte und erzählte, daß ich schon über neun Monate im Krankenhaus sei, sagte sie: «Du meine Güte. Nach alledem können Sie immer noch so glücklich aussehen!»

Ich sagte: «Wissen Sie, wenn wir keine Angst und viel Glauben haben, so wirkt sich das in uns aus. Sie nickte und fuhr in ihrer Arbeit fort. Ich fragte sie, ob sie das Lied «Mein Glaube schaut auf zu dir, du Lamm von Golgatha» kenne. Sie bejahte und bat: «Würden Sie es für mich singen?» Das tat ich. Dann fuhr sie fort: «Mein Lieblingslied ist ‚Ich komme allein in den Garten‘.» Ich sagte: «Es ist auch mein Lieblingslied.» So sangen wir es zusammen. Es bedeutete uns beiden viel. Sie singt gern und ich auch.

Eines Morgens sang ich es, als Olga in mein Zimmer trat, und sie bat mich, es für sie zu singen. Als ich fertig war, meinte sie: «Jetzt weiß ich, was Sie so glücklich macht.»

Ein junger Internist, der mich einen Monat lang behandelte, fragte: «Was ist es in Ihrem Gesicht, das allen Leuten auffällt?» Ich wurde etwas verlegen, fuhr mir mit der Hand über das Gesicht und ant-

wortete: «Es hat ein paar Falten mehr gekriegt, seitdem ich hier bin.» Er sagte: «Nein, es sind nicht die Falten.» «Also», entgegnete ich, «so sagen Sie mir, was Sie sehen.» Mit einem Lächeln sagte er: «Es ist ein Friede und eine Heiterkeit da, wie ich es noch nie gesehen habe.»

Ich gestand ihm, daß es nicht immer so gewesen war, und dann wollte er das Geheimnis wissen. Ich erzählte ihm, wie ich früher voller Furcht gewesen war, und sicher hatte niemand sich mehr Sorgen gemacht als ich. Ich erzählte ihm von den vier absoluten Maßstäben der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe, die Gottes Plan für mich waren, und die ich zu leben versuchte.

«Das hat meine Angst vor der Zukunft und vor dem, was die Leute von mir denken, weggenommen und mir neues Vertrauen geschenkt. Hier im Krankenhaus weiß ich, daß Gottes Plan in mir ständig am Werk ist. Gott hilft mir, daß mein Sinnen und Trachten sich nach oben richtet, so daß ich keine Angst habe.»

Ich erzählte ihm auch, daß die völlige Ehrlichkeit mit meinem Sohn das größte Erlebnis für mich gewesen sei, und daß dadurch eine gänzlich neue Beziehung zwischen uns entstanden sei, die sich immer mehr vertiefe. Ich sagte ihm, dies alles sei vor acht Jahren geschehen. Der Doktor war sehr bewegt und sagte, das sei, was man heute so notwendig brauche.

Dann meinte er: «Aber, wie kann ein Arzt mit einem Patienten, der eine unheilbare Krankheit hat und nicht mehr gesund werden kann, absolut ehr-

lich sein?» Ich antwortete: «Ich habe immer an die Kraft des Gebets geglaubt, obwohl meine Gebete nicht immer so erhört worden sind, wie ich es wollte; aber ich habe jetzt gelernt, auf Gott zu horten und seinen Plan nicht nur für mein Leben, sondern auch für andere herauszufinden. In einem solchen Fall würde ich Gott bitten, mir seine Weisung zu geben. Und er wird es gewiß tun, aber auch von mir erwarten, daß ich meinen gesunden Menschenverstand brauche.» Er verstand, was ich meinte und was es für ihn bedeuten würde.

Ein anderes Mal kam ein neuer Internist auf meine Abteilung. Ich hatte ihn vorher nie gesehen und wußte nicht einmal seinen Namen. Ich betete auf den Knien, bevor ich mich am Abend zur Ruhe legte. Als ich aufstand, sah ich den Arzt unter der Tür stehen. Ich weiß nicht, wie lange er dort gewesen war. Er sagte: «So etwas habe ich noch nie in einem Krankenhaus gesehen.»

Ich kann nicht beschreiben, was mir all dies bedeutet; aber es sind diese einfachen Erfahrungen, die die zehn Monate, die ich nun schon im Krankenhaus bin, zu einem spannenden Erlebnis gemacht haben. Wenn ich an den Anfang zurückdenke, sehe ich, wie jedermann mir soviel Fürsorge, Aufmerksamkeit und Freundschaft gegeben hat, daß es mir schwer fallen wird fortzugehen, wenn der Augenblick dafür kommt.

Neulich mußte ich zum Röntgen. Ich traf die Röntgenassistentin, eine junge Frau, die offensichtlich ihre Arbeit liebt. Sie gab sich solche Mühe, alles

genau aufzunehmen, und sie sorgte sehr gut für mich. Am Schluß sagte sie – um ihre eigenen Worte zu gebrauchen – «War es nicht ein Vergnügen?» Wahrscheinlich denken Sie, daß es kaum Spaß bereitet, wenn zuerst der eine Arm und dann der andere geröntgt wird, dann das eine Bein, darauf das andere, nachher der Leib, vorn und hinten, der Hals und sogar der Schädel. So war es nämlich. Das einzige, was nicht drankam, war mein Gesicht – das schien ihnen wohl gut genug.

Man fand nachher, daß im Röntgenbild ein Teil von mir recht ungenau zu sehen war. So mußte er nochmals aufgenommen werden. Das unvermeidliche grüne Hemd wurde mir gebracht, und es roch so stark nach Desinfektionsmitteln, daß mir davon übel wurde. Deshalb besprengte ich es mit Yardleys Lavendelwasser.

Als das neue Röntgenbild gemacht war, sagte die Assistentin: «Darf ich Sie zwei Dinge fragen?» Ich sagte: «Ja, natürlich.» Zuerst fragte sie: «Sind Sie nicht Engländerin?» Und dann: «Ist nicht dieser gute Duft, Yardleys English Lavender?» So mußte ich ihr erklären, woher dieser herrliche Duft kam.

Jetzt, da ich umhergehen und in der Halle auf- und abspazieren kann, sehe ich viele Kranke. Eines Tages ging ich an einem Zimmer vorbei. Eine Frau lächelte mir zu, und ich fragte sie, wie es ihr gehe. Ich wußte nicht, daß sie eine Patientin war. Sie sagte: «Wollen Sie nicht hereinkommen und sich ein bißchen zu mir setzen?» Wir sprachen über manches, besonders darüber, daß sie sich fürchte, weil sie nicht

wisse, was man mit ihr vorhabe. Sie sagte, im Krankenhaus habe sie Angst vor der Nacht und vor Operationen. Ich erzählte ihr, wie auch ich Angst gehabt hatte, aber warum ich jetzt keine Angst mehr habe. Am nächsten Tag mußte sie sich einer schwierigen Behandlung unterziehen, und sie sagte dem Arzt, sie habe keine Angst mehr. Sie hat sich wirklich tapfer gehalten, und obwohl sie sehr krank gewesen ist, geht es ihr jetzt besser. Sie erzählte mir auch, daß ihr Mann sie jeden Abend besuche, und daß sie miteinander beteten, bevor er wieder weggehe.

SOMMER AUF DER INSEL MACKINAC

Rosamond Vondermuhll beschreibt Annies nächsten Lebensabschnitt. Rosamond war während dieser Monate immer an Annies Seite gewesen. Sie wohnte bei Freunden in Detroit und besuchte sie jeden Tag im Krankenhaus:

Im Frühjahr 1943, als es wärmer wurde, saß Annie gerne draußen auf der Veranda in der Sonne. Von Tag zu Tag wurde sie kräftiger, und eines Tages sagten die Ärzte, sie dürfe eine Autofahrt machen. Ihr Sohn Bill kam zu diesem großen Anlaß und brachte einen seiner besten Freunde, Duncan Corcoran, mit, der gerade auf Urlaub war. Es war Annies erster Ausgang nach vierzehn Monaten. Annie und die zwei Männer lachten und spaßten miteinander. Wir fuhren durch die Stadt und hinaus nach Bell Isle, wohin Tausende von Arbeitern aus den Munitionsfabriken zum Baden und Picknick und zum Handballspielen kamen. Der Detroit-Fluß glänzte im Sonnenlicht. Die hohen Bäume gaben kühlen Schatten, und Annie sah das alles mit großer Freude.

Während der nächsten Tage machten wir weitere Ausflüge. Annie wurde kräftiger und nahm an allem regen Anteil, und ihr Geist bekam neuen Auftrieb. Wir fragten uns nun, ob sie wohl die Klinik bald verlassen könne. Die Ärzte drückten sich zögernd aus: «Die Krankheit scheint zum Stillstand gekommen zu sein, jedenfalls vorübergehend.»

Unterdessen wurde auf der Insel Mackinac während der Sommermonate schon zum drittenmal eine Schulungskonferenz für Moralische Aufrüstung abgehalten. Hunderte von Arbeitern strömten von den Fabriken in Detroit und sogar von Seattle, Los Angeles, Boston und Philadelphia dorthin. Sie hatten die Revue gesehen. Sie hatten eine neue Idee gefunden und waren gestärkt worden in ihrem Kampf um die Arbeitsmoral. Spaltungen, Fehden und gegenseitige Beschuldigungen waren geheilt worden, und gemeinsam nahmen sie ihre Aufgabe in Angriff. Annies Sohn Bill reiste jedes Wochenende auf die Insel mit großen Delegationen von Arbeitern und ihren Frauen. Annie erlebte alles mit, was dort geschah. Sie kannte viele Gewerkschaftsführer. Sie hatten sie im Krankenhaus besucht, und sie schrieb an alle jene, die sie nicht sehen konnte.

Ihr Sohn fragte sich, ob sie wohl die Reise nach Mackinac wagen könne. Es würde so viel für sie bedeuten. Die Ärzte zögerten zuerst. Sie hatten nie geglaubt, daß dies möglich wäre. Aber sie kamen zum Schluß, daß es ihr körperlich nicht schaden, sondern ihr im Gegenteil neuen Impuls geben würde. So willigten sie ein. Annies Freude kannte keine Grenzen.

Der zwölfte August war der große Tag. Man reservierte eine Erstklasskabine auf einem der weißen Passagierdampfer, die wöchentlich durch die großen Seen fahren und auf der Insel Mackinac anlegen. Ich war mit ihr in der Kabine und Bill nebenan. Wir hatten es uns alle bequem gemacht, als das Schiff am frühen Nachmittag aus dem Hafen fuhr. Es war eine ruhige, friedliche Fahrt über den Huron-See. Annie aß, was man ihr in die Kabine brachte, und sie schlief friedlich in dieser Nacht.

Am Morgen entdeckten wir, daß wir in dichtem Nebel vor Anker lagen. Das Nebelhorn tutete ständig eine ganze Stunde lang; dann hob sich der Nebel, und wir konnten die letzte kurze Strecke bis zur Insel zurücklegen.

Mit großer Ungeduld verfolgte Annie, wie wir Mackinac immer näher kamen. Schließlich erkannte sie die weiße Mauer der alten Festung, den Turm der katholischen Kirche und dann die «längste Terrasse der Welt» des Grand-Hotels und endlich die vier weißen Säulen des Island House, wo alle ihre Freunde versammelt waren.

Im Augenblick, als das Schiff im Hafen vor Anker ging und der Steg heruntergelassen wurde, kam einer ihrer Freunde, Scoville Wishard, an Bord und trug Annie auf seinen starken Armen vom Deck geradewegs in eine dort wartende Kutsche. Sie winkte und lächelte den Leuten zu, die zu ihrer Begrüßung zum Landeplatz gekommen waren. Dann, nach wenigen Minuten, ging es die Straße hinauf zum Hotel.

Viele andere Freunde warteten auf der Hotelter-

rasse. Annie wurde aus der Kutsche gehoben und die Treppe hinaufgetragen, an der Frank Buchman wartete. Er grüßte sie mit jener Wärme und Herzlichkeit, die so bezeichnend für ihn waren.

Das waren reiche Wochen in Mackinac. Annie wohnte in einem großen Eckzimmer mit der Aussicht auf den Eingang des Hotels und den Rasen, auf dem die Zusammenkünfte stattfanden. Sie konnte ihre vielen Freunde auf- und abgehen sehen, und oft winkte sie ihnen zu. Mit ihren Ärzten besprach sie sich, wie viele Besuche sie jeden Tag empfangen solle. So viele wollten mit ihr sprechen. Auch die Kinder kamen und brachten Blumen, die sie auf den nahen Feldern und Wiesen gepflückt hatten.

Für den September war eine besondere Industriekonferenz geplant. Von einer Schiffswerft kam ein Sonder-Pullmanwagen. Der Vizepräsident des Verwaltungsrates einer der großen Schiffswerften der Ostküste hatte die Kosten dafür übernommen und Bürger eingeladen, die für ihr Land planen wollten. Einer davon war ein harter, rauher Arbeiterführer namens Bill Schaffer, der Präsident des Betriebsrates der 17000 Arbeiter in dieser Schiffswerft. Schaffer brachte seine Frau und zwei Leibwächter mit, außerdem eine Pistole und viel Whisky. Nie zuvor hatte er von Moralischer Aufrüstung gehört; er kam jedoch, weil er sehen wollte, was die Unternehmer seiner Werft vorhatten.

Er brauchte weder die Pistole noch den Whisky. Aber er fand an diesem Wochenende etwas, was ihn bis ins Mark erschütterte und seine Einstellung zum

Leben und besonders zu den Unternehmern für immer änderte. Nach der Konferenz sagte er, daß er und seine Frau nach zehnjähriger Ehe vor der Scheidung stünden. Beinahe wäre es ihr letztes gemeinsames Wochenende gewesen. Sie hatten zwei Kinder; aber Streitereien zu Hause und gegenseitiges Mißtrauen hatten das Leben fast unerträglich gemacht. Sie waren beide sehr jähzornig.

Seine Frau, die selbst Streikposten gestanden hatte, wurde von ihren Kollegen mit dem Spitznamen «Dynamit» bezeichnet.

Doch zu ihrem eigenen Erstaunen begannen beide in der Atmosphäre dieser Konferenz zu begreifen, was Änderung bedeutet, und daß es bei ihnen anfangen könne. Er fand auch eine ganz neue Beziehung zu den Unternehmern, als er sie sagen hörte, daß ihnen von nun an die Menschen wichtiger seien als der Gewinn, und daß sie jeder Form von Ausbeutung ein Ende setzen wollten. Die Folge war, daß Schaffer sein aufwieglerisches Gehaben aufgab, und miteinander begannen sie zu planen, wie sie die Produktion in der Werft verbessern könnten.

So fanden diese Männer gemeinsam mit vielen anderen aus Los Angeles, Seattle, San Franzisko, Boston, Atlanta, Richmond, Philadelphia und anderen Städten an dieser Konferenz eine neue Zielsetzung, die ihnen half, die Gegensätze zu überbrücken.

Die Sommerkonferenz ging zu Ende, und die Teilnehmer kehrten nach Hause zurück. Es wurde beschlossen, daß eine große Mannschaft der Moralischen Aufrüstung nach Philadelphia gehen solle, um

die industriellen Delegationen, die in ihren Werften strategische Vorstöße planten, zu unterstützen. Unter ihnen war Annies Sohn Bill. Wie sehr sehnte sich Annie danach, auch mitzugehen und mitten im Kampf zu stehen! Die Ärzte wurden zu Rate gezogen. Sie kamen wiederum zum Schluß, daß es ihr mehr als alles andere helfen würde, mit ihren Freunden zu sein und mit ihnen um Menschen zu kämpfen. Inzwischen hatte sich der Krebs in ihrem ganzen Körper verbreitet. Sie hatte nur noch kurze Zeit zu leben.

So verließ sie Mackinac und verbrachte ein paar Tage in Detroit, um die Reise nach Philadelphia etwas zu unterbrechen. Annie hatte dort viele Freunde. Schon bevor sie ins Krankenhaus gekommen war, hatte sie mit einigen Damen der dortigen Gesellschaft feste Freundschaft geschlossen. Man nannte Detroit damals die Hochburg der Demokratie.

Sie hatte Frau Henry Ford kennengelernt, die Gattin des Gründers der Ford-Automobilfabrik. Man hatte Annie gebeten, in Dearborn, wo Herr und Frau Ford wohnten, bei verschiedenen Mittagessen und Teegesellschaften über ihre Überzeugungen zu sprechen. Frau H. Sanger, war eine andere Dame aus Detroit, die Annie gut kannte, auch Frau F. Nicol, Frau R. Hargreaves und Frau A. G. Nutter. Nachdem Annie diese Frauen kennengelernt hatte, führte sie bis zu ihrem Tod einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihnen. Sie hatten Annie lieb gewonnen und sie oft in der Klinik besucht.

Vor Annies Abreise von Mackinac hatte Frau Nut-

ter sie eingeladen, während ihres Aufenthaltes in Detroit bei ihr zu wohnen, bis die Vorbereitungen für die Weiterreise mit dem Nachtzug erledigt waren. In diesen Tagen glitt Annie der Ehering vom Finger, weil sie so mager geworden war. June Lee war damals bei ihr. Man suchte den Ring überall, aber fand ihn nicht mehr. Das betrückte Annie sehr.

WIEDER UNTERWEGS

Nun trat Annie ihre letzte Reise an. Sie kam Mitte Oktober 1943 in Philadelphia an und lebte nur noch vier Monate. Aber was für Monate! Sie waren wahrhaftig ein großer Triumph, und Annie kämpfte, wie sie zuvor gesagt hatte, bis zu ihrem letzten Atemzug für gesunde Familien.

In jenem letzten Herbst ihres Lebens kam Annie in unser Haus in Germantown in Philadelphia. Mein Vater und meine Mutter hatten es Annie und Bill und ihren Freunden für ihren Kampf in den Werften zur Verfügung gestellt. Meine beiden Brüder waren fort, einer war beim Militär, der andere war verheiratet. Aber zu jeder Mahlzeit waren wir mindestens zwölf, oft auch mehr. Unsere treue Köchin, Mary Casey, sorgte für das Essen.

Inmitten dieses lebhaften Treibens lebten meine Eltern weiter wie bisher, nur mit dem Unterschied, daß mehr eingekauft werden mußte, daß mehr Gesichter um den Mittagstisch zu sehen waren und daß es ein ständiges Kommen und Gehen gab. Mein Vater fuhr jeden Tag in sein Büro in der Stadt, aber er wußte nie im voraus, wer zum Nachtessen am Tisch sitzen würde.

Annie konnte sich wunderbar in meine Eltern hineinversetzen und half Mutter sehr viel. Meine Mutter neigte dazu, sich öfters Sorgen zu machen. Ich glaube, Annies Humor und frohe Art halfen ihr, die Dinge nicht zu schwer zu nehmen.

Vater war von Natur aus sehr warmherzig, und in jenem Winter öffnete er sein Haus für zahllose Menschen. Wir gaben viele Parties für all die neuen Leute, die wir in jenen vier Monaten trafen. Viele gingen gern zu Annie hinauf und besuchten sie in ihrem Zimmer. So konnte sie an allem Anteil haben.

Aber in einem so großen und geschäftigen Haushalt gab es viel zu lernen. Ich erinnere mich, wie Annie mit uns über Liebenswürdigkeit sprach. Sie sagte oft, daß wirkliche Liebenswürdigkeit nur aus demütigem und großmütigem Herzen kommen könne. Es bedeutete, sich darüber klar zu sein, was andere fühlten. Manchmal urteilten wir schnell übereinander und waren ungeduldig miteinander. Annie versäumte nie, bei der ersten Gelegenheit mit uns darüber zu sprechen. «Es hilft nichts, einander die Köpfe zu zerschlagen», sagte sie.

Sie bemerkte auch sofort den Tonfall unserer Stimme. Ich erinnere mich noch gut, wie wir einmal den Tisch im Eßzimmer deckten und sie nachher sagte, unsere Stimmen seien so laut und schrill von unten herauf in ihr Zimmer gedrungen. Sie fragte uns, was dahinter stecke.

Es war ein wunderbarer Herbst. In den ersten Wochen konnte Annie aufstehen und einen Teil des Tages aufbleiben. Wir fuhren mit ihr in die Umge-

bung. In einer Viertelstunde Autofahrt erreichten wir die herrlichen Felder und Höfe von Pennsylvanien. Wir fuhren auf schmalen Landstraßen, weit weg von allem Verkehr.

Die Bäume leuchteten in allen Farben, scharlachrot, golden und rostbraun. Annie schaute sehnsüchtig über die wellige Hügelandschaft Pennsylvaniens. Es erinnerte sie so sehr an England und war doch so ganz anders – weiter und offener. Sie hatte Amerika kennen- und liebgelernt, und sie liebte die Hunderte von Freunden, die ihr so zugetan waren. Gewiß muß sie daran gedacht haben, daß sie England und ihre Mutter nie wiedersehen werde. Wie seltsam sich vorzustellen, daß ihre Mutter sie wahrscheinlich überleben werde.

Sie bekam viele Briefe aus England. Wie muß sich ihr Herz nach ihrem Land gesehnt haben, das in jenen Jahren eine schwere Prüfung bestehen mußte. Sie gab ihre Sehnsucht zu, aber zugleich war sie zutiefst davon überzeugt, daß sie an dem Platz war, wo Gott sie haben wollte. Sie sprach nie über ihre Beschwerden. Sie mußte immer noch Untersuchungen und unangenehme Behandlungen über sich ergehen lassen. Da saß sie dann auf dem Bettrand, eine kleine, zerbrechliche Gestalt, in einem rosaroten Morgenrock und machte Späße, während der Arzt und die Schwestern an ihr arbeiteten. Sie war immer in der Offensive. Sie griff das Unangenehme mutig an und wandte sich entschlossen von jedem Selbstmitleid ab. Dadurch ging eine große Ausstrahlung von ihr aus. Schönheit und Wunder waren in ihrem Zimmer

zu spüren, die Schönheit der Heiligkeit und das Wunder der Selbstlosigkeit, der Reinheit und des Glaubens.

Immer häufiger wandte sie sich den alten Kirchenliedern zu, die sie seit Jahren kannte. Sie schrieb sie mit ihrer schönen Schrift ab und sang sie vor sich hin oder sang sie ihren Freunden vor, wenn sie versucht war, sich zu fürchten oder ihren Gefühlen nachzugeben.

Ihr Zimmer war schön, weil immer alles so nett und geschmackvoll zurecht gemacht war. Überall standen Blumen und eine Menge eingerahmter Photographien auf der Kommode, dem Schreibtisch und den verschiedenen Tischchen. Ein Bild zeigte ihre Mutter, wie sie im Bett saß, einen Schal um die Schultern; sie hatte auch Bilder von Familien, von Kindern und viele von jungen Männern in Uniform, die ihr aus allen Teilen der Welt Briefe schickten.

Während dieser Zeit war Annies ganzes Herz mit bei dem Kampf in Philadelphia. Besonders bewegten sie die Nachrichten über die Werftarbeiter und ihre Frauen. Bill Schaffer und «Dynamit» besuchten sie oft und erzählten ihr aus erster Hand von der Mannschaft, die sich bildete, und wie sie darum kämpften, Vertrauen und eine unbestechliche Führerschicht heranzubilden. In jener Zeit erklärte Präsident Truman, damals noch Senator: «Es gibt keinen Engpaß in der Industrie, der nicht überwunden werden könnte, wenn man der Moralischen Aufrüstung das grüne Licht für ‚Freie Fahrt‘ geben würde.»

Jeden Tag mußten wir einen Stoß Briefe für Annie auf die Post bringen. Sehr oft schrieb sie an Dr. Buchman und erhielt auch von ihm Briefe. Sie war ihm dankbar für vieles; aber immer wieder erinnerte sie sich an jene erste Zeit in Oxford, als sie solche Angst hatte zu reden, weil sie so wenig Schulbildung hatte. Er hatte ihr geholfen, den Reichtum ihrer ureigensten Möglichkeiten zu sehen und im Dienst an andern auszuschöpfen. Dadurch fand alles seinen richtigen Platz.

Hier einige Briefe:

Oktober 1943

Lieber Frank!

Neulich war ich sehr versucht, allein die Treppe hinunterzugehen. Ich hätte den anderen, wenn sie hereinkommen, gern gesagt: «Seht, wie gut ich allein die Treppen auf- und abgehen kann.» Wie leicht hätte ich nachgeben können, und vielleicht wäre ich gefallen und alles, was man für mich getan hat, wäre umsonst gewesen.

Manchmal finde ich es schwer, aber wie dankbar bin ich, daß Gott mich hält und meinen Willen führt und leitet.

Ich sehe immer mehr, daß keiner von uns dieses Leben auf billige Art haben kann. Jeden Tag müssen wir einen Preis bezahlen. Das größte Hindernis für mich war und ist mein Eigenwille. Es schien mir unmöglich, daß der Herr ihn fortnehmen könne. Er war so sehr ein Teil meines Wesens und das Gefähr-

lichste an mir. Es gibt eine Strophe, die ich sehr liebe und die immer vor mir steht:

Ich habe keine Edelsteine,
 Um deinen Altar zu schmücken,
 Kein besonderes Opfer zu bringen.
 Doch hier bring ich mit zitternder Hand
 Dir meinen Willen.
 Ein Ding, das klein nur scheint,
 Doch du allein verstehst,
 Daß ich damit mein Alles gebe.

Herbst 1943

Lieber Frank!

Ich dachte viel über die Mütter nach und unsere völlige Blindheit gegenüber den Bedürfnissen der Familie, die Gott uns gegeben hat. Statt wirklich zu kämpfen, beschwichtigen wir. Wir möchten immer den leichten Weg gehen. Darum gibt es so viele Verbrechen.

Es ist wahr, wir können für das kämpfen, was wir unsere Rechte nennen. Ich weiß, wie oft ich früher gedacht habe, gewisse Rechte zu besitzen, weil ich das Geschäft mit Erfolg geführt hatte. Aber weil ich nur an die materielle Sicherheit dachte, versagte ich auf so vielen anderen Gebieten.

Wie ich nun so da lag und an das alles dachte, begann Gott mit mir zu reden und mir zu sagen, wie er alle diese Fehler benützt habe, um vielen, die mir ähnlich sind, Hoffnung und Vertrauen für die Zukunft zu geben.

Ist Gott nicht gut zu mir, Frank?

Als ich heute morgen im Römerbrief 5, 1-6 las, kam mir der Gedanke, daß Gott nicht nur meinen Glauben an seine Macht zu heilen gestärkt habe, sondern mir damit ein Friede gegeben wurde, durch den ich seine Gegenwart spüre, und, wie es in Vers 5 steht, dazu noch eine Hoffnung, die uns nie enttäuscht. Denn Gottes Liebe durchströmt unser Herz mit dem Heiligen Geist, den wir empfangen haben. Die Liebe meiner Freunde bedeutet mir sehr viel, aber die Liebe Christi, die mein Leben neu gestaltet hat, macht alles noch viel kostbarer, so daß ich es gar nicht in Worte fassen kann.

Florida, 1. Dezember 1943

Liebe Annie!

Ich freue mich, daß Sie Philadelphia gern haben und die Art der dortigen Menschen. Gott liebt diese Leute, und William Penn hat sie dazu inspiriert, gottgeführt zu leben. Ich wurde in Pennsburg in Pennsylvania geboren, bin also gleichsam ein zweifacher Pennsylvanier!

Wie gut, daß Sie in der Stadt sein möchten, in der Ihr Sohn arbeitet. Ich kann es gut verstehen und freue mich mit Ihnen über alle Freude, die Sie erleben. Vielleicht bringen Sie die jungen Leute dazu, ein Stück zu schreiben, wie man in einer gottgeführten Familie lebt. Sie wissen ja, wenn man nicht locker läßt, kann man sie schon dazubringen.

Grüßen Sie mir die Familie Clark. Ich freue mich, daß Sie dort ein so gerne gesehener Gast sind. Ich sehe das alte Haus förmlich vor mir!

Meine besten Wünsche für Sie, und danken Sie Bill für seinen guten, langen Brief mit all den Nachrichten und vielen Dank auch für Ihre häufigen Briefe – sie sind so ein erfrischender Ansporn für den Tag. Haben Sie wieder von unserer Freundin Frau Ford gehört?

In treuer Verbundenheit,
Frank

Die Herbsttage gingen vorüber, und die Äste der Bäume waren nun kahl.

Es wurde uns allen klar, daß Annie nicht mehr lange leben würde. Wir vier sorgten für sie – June Lee, Rosamond Lombard, Polly Anne Eastman und ich. Nie hörte ich ein Wort der Klage von ihr.

Wir taten abwechselnd Dienst, brachten ihr die Mahlzeiten, hielten ihr Zimmer sauber und frisch und machten ihr Bett. Jeden Abend deckten wir sie zu und beteten mit ihr, dann löschten wir das Licht und ließen sie allein. Sie hatte eine Glocke, die sie läuten konnte, und dann kam schnell eine von uns. Aber sie läutete selten.

Gott war ihr so gegenwärtig, so nahe. War sie in Versuchung, Angst zu haben, wandte sie sich zu ihm. Sie sang eines ihrer Kirchenlieder oder las die Bibel oder horchte auf das, was Gott ihr sagen wollte. Wie oft sie, so allein in diesen langen Nächten, versucht war, sich zu fürchten, wußten wir nie. Sie war von Natur aus schüchtern und ängstlich, aber durch Glauben, Gehorsam und Liebe war ihr Herz mächtig stark geworden.

Jeden Morgen ging eine von uns um halb sechs Uhr in die Küche und machte Annie den Morgentee, damit sie ihn um Punkt sechs Uhr bekam. Sie war dann immer schon wach. Sobald sie die Schritte hörte, drehte sie das Licht an. Sie wartete nach der langen Nacht sehnsüchtig auf diesen ersten wärmenden Schluck Tee und die Nähe und Liebe von Freunden.

Nach dem Tee saß sie in ihren Kissen, nahm die Feder zur Hand und schrieb ihre Gedanken für den Tag in ihr Notizbuch. Im Frieden der Morgenstille, bevor es im Haus lebendig wurde, horchte sie, las in der Bibel und betete. Verbunden mit der Kraftquelle, die alle menschlichen Anstrengungen übersteigt, unterwarf sie sich immer wieder von neuem diesem höheren Willen.

Die folgenden Worte zweier Lieder sagte sie in den letzten Tagen immer wieder vor sich hin:

Geh deinen Weg mit mir, Herr, wie du willst.
Bei dir ist Zuflucht. Meine Sorgen du stillst.

Fürcht' ich, daß mein Glaube fällt,
Christus hält mich fest.
Wenn Versuchung mich umstellt,
Christus mich nicht läßt.

Ich bin ihm ein Edelstein,
Drum er mich nicht läßt.
Die er rettet, ihn erfreu'n.
Christus hält mich fest.

Und aus ihren Notizbüchern:

Dezember 1943

Gott erwartet von uns Ausgeglichenheit und Aufrichtigkeit in allem, was wir tun, nicht nur dann, wenn wir meinen, daß wir eine besondere Aufgabe haben. Er will, daß wir täglich wachsen, daß wir seine Kraft für die Arbeit eines jeden Tages, was sie auch sein mag, erbitten und daß wir immer seiner Worte gedenken: «Ohne mich könnt ihr nichts tun.»

Neujahrsmorgen 1944

Ich denke, Gott erwartet, daß Großes im Jahr 1944 geschieht und daß unsere Mannschaft eine Kampfeinheit an der Heimatfront ist. Gott erläßt sozusagen einen Marschbefehl – jedermann in bester kämpferischer Verfassung, bereit, an der neuen Welt mitzubauen. Die neue Welt kann nur durch neue Familien entstehen, denn sie sind das Rückgrat jedes Volkes. So wie die Soldaten für die Armee aufgeboten werden und viele ihr Leben für den Sieg einsetzen, so erwartet Gott von uns, daß wir unsere Streitkräfte zu einer disziplinierten, selbstlosen Armee ausbilden, die bereit ist, alles, was sie besitzt, für den Sieg zu geben. Dies ist keine Zeit für Drückeberger, und alle sind verantwortlich.

Ich weiß, Gott erwartet, daß ich alles gebe, was ich habe, und für das Jahr, das jetzt gerade beginnt, gebe ich mich selbst, mit jedem bißchen Kraft, das Gott mir noch geben wird, um für die Erneuerung der Familien bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.

Sie schrieb dies sechs Wochen vor ihrem Tod.

ANNIES WEIHNACHT

Tag für Tag fuhr sie fort, um uns alle zu kämpfen. Annie konnte in dem Augenblick, da wir ihr Zimmer betraten, sagen, wie es um uns stand – ob wir mit einer Last von Selbstbezogenheit beladen waren, oder frei und empfänglich für andere. Zwei, für die sie bis zum Schluß kämpfte, waren June Lee und ich. Es war oft Rivalität zwischen uns. Wir hatten beide einen starken Willen und empfanden alles sehr intensiv. Annie half uns, eine so reale Beziehung zu Gott zu finden, daß unsere zersetzenden Reaktionen uns nicht aus dem Geleise werfen konnten.

Eines Morgens, kurz vor Weihnachten, brachte ich ihr um sechs Uhr den Tee. Sie blickte mich an und sagte: «Du bist in den letzten Tagen nicht so fröhlich gewesen wie sonst. Was ist los?» Dabei ließ sie es bewenden. Ich eilte fort auf mein Zimmer. Die Herausforderung, über meine Gefühle ehrlich zu sein, half mir immer. Solch eine Herausforderung von einer wirklichen Freundin hat mich oft aus dem Teufelskreis des Selbstmitleids herausgehoben.

Nun saß ich in meinem Zimmer und horchte auf die nie versagende leise Stimme. Die Gedanken kamen sehr klar. Ich war in diesen Tagen eifersüchtig gewesen auf June, ich hatte mit ihr um Annies An-

erkennung gewetteifert. Wie ungerecht war dies Annie gegenüber, die nicht Anerkennung gab, sondern immer direkt war. Zweitens wußte ich, daß ich mit meiner Mutter ungeduldig gewesen war, sie kritisiert hatte und sie um Verzeihung bitten sollte. Nachher sprachen Annie und ich eine Weile miteinander. Ich fand später, was sie am darauffolgenden Tag in ihrem Notizbuch aufgeschrieben hatte:

«Große Dankbarkeit für gestern und das Gespräch mit Clara. Ich bin Gott dankbar, daß er mir den Mut gibt, mit ihr zu sprechen, so daß wir alle die rechte Beziehung zueinander haben, die dieses Haus zu einem Muster für das Land machen wird.

Bete besonders für Clara, daß sie lernt, in einer neuen Weise für ihre Mutter und June zu sorgen, und daß sie selbst nicht nur eine mustergültige Tochter in ihrer eigenen Familie, sondern auch in der Weltfamilie wird, wo sie Verantwortung nehmen und den Ton angeben kann für ein Zusammenleben, das gesunde Familien schafft.

Ich dachte darüber nach, was für eine Zeit der Erwartung es für die Hirten gewesen sein mußte, als sie dahinwanderten und dem Stern folgten, ohne zu wissen, was eigentlich geschehen werde. Sie wußten ja damals nicht, daß das winzige Kindlein, das sie suchten, der Erlöser der Welt werden sollte.

Ich dachte, wie Gott es so haben wollte, damit jedermann überall verstehen könne, daß die bescheidene Herkunft nicht unwürdig machte, sondern seiner Geburt fürstliche, ja sogar königliche Bedeutung verlieh.

Wie muß es Josephs und Marias Herz erfreut haben, als sie hörten, was die Engel sangen, obwohl sie es nicht ganz verstanden. Es ist die größte Geschichte, die man je vernommen hat. Alle, reich und arm, kennen sie.»

Folgendes schrieb Annie zu Weihnachten 1943 in Philadelphia in ihr Notizbuch:

«Große Dankbarkeit für gestern. Claras Ehrlichkeit und die echte Freude, die entsteht, wenn wir frei sind. Heute ein großer Tag. Mit Bill ist es hier fast wie zu Hause. Das macht den Tag doppelt schön.

Wie dankbar bin ich, daß Gott mir ganz nahe bleibt. Er mahnt mich, in ihm entspannt und genügend ausgeruht zu sein, damit ich mich heute in seinen Plan für dieses Haus einfügen kann. Ich dachte, wie Christus in seinen späteren Lebensjahren vieles durchstehen mußte und seine einzige Kraftquelle das Gebet war. Er vertraute seinem himmlischen Vater jede Einzelheit seines Lebens an. Was muß es für ihn bedeutet haben, als sein himmlischer Vater sagte: ‚Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.‘

Und ich dachte, wie Gott uns auch heute dieselben Möglichkeiten bietet, und welches Vorrecht es ist, von Gott gerufen zu sein, Menschen zu ändern.»

Dies ist das Ende von Annies Aufzeichnungen. Später hatte sie nicht mehr die Kraft zu schreiben.

Am Weihnachtstag beschlossen wir, daß Annie für ihr letztes Weihnachtsessen herunterkommen solle. Ihre Beine waren zum Gehen zu schwach. So trugen wir sie hinunter. Unten an der Treppe gab mein

Vater ihr den Arm, und so konnte sie bis zum Eßzimmer gehen. Dort saß sie an seiner rechten Seite. Um den Tisch waren alle die frohen Gesichter der Familie, ihr Sohn Bill, wir vier und andere Freunde. Das Tischgebet wurde gesprochen und der Truthahn zerlegt. Ein helles Feuer knisterte im Kamin, und der starke Geruch von Tannenzweigen erfüllte das Haus.

Annie ging an diesem Abend sehr zufrieden zu Bett.

Eine Woche bevor sie starb, erhielt Annie diesen Brief von Frank Buchman:

Florida, 8. Februar 1944

Liebe Annie!

Ich denke oft an Sie in diesen Tagen. Die alten Kirchenlieder, die Sie singen, kenne ich auch, und sie sind ein starkes Band zwischen uns.

Ich war so froh, als Sie mich letzthin angerufen haben. Ich hatte auch einen langen Brief von Bill. Ihr Sohn macht mir viel Freude. Er hat das richtige Maß, und Sie haben es ihm gegeben: Arbeit und nochmals Arbeit und dazu Menschen ändern.

Ich hatte soeben einen guten Brief von Roly Wilson aus London, in dem er von Tod und Liz Sloan und all den alten Freunden aus East Ham erzählt, die alle in unserm Haus am Berkeley Square Weihnachten feierten.

Die beste Zeit liegt vor uns.

In herzlicher Verbundenheit,
Frank

BIS ZUM LETZTEN ATEMZUG

Im Februar war Annie schon sehr schwach. Alice Tooker, eine ausgebildete Krankenschwester, sorgte für sie. Annie konnte nicht mehr allein aufstehen oder sich allein helfen. Aber einen Wunsch hatte sie noch. Zu gern wollte sie einige der älteren amerikanischen Ehepaare noch einmal sehen, die sie nun schon viele Jahre lang kannte. Sie hatten Dr. Buchman getroffen, als sie noch Studenten waren, einige von ihnen sogar noch als Schüler. Das war viele Jahre her. Seitdem hatte er sie geschult, und sie wiederum hatten uns alle ausgebildet. Für Annie waren sie gute Freunde und Mitkämpfer geworden. Nun hörte sie, daß sie auf der Durchreise in Philadelphia seien, um Dr. Buchman zu besuchen, der sich in Florida von einer schweren Krankheit erholte.

Sie kamen, und als sie alle um ihr Bett herumstanden, war sie wie immer klar und bestimmt. So viel hing von ihnen ab. Sie waren zu Großem berufen, und ihr Weg war nicht leicht, es war der Weg des Kreuzes.

Als sie diese amerikanischen Männer und Frauen ansah, dachte sie, wieviel sie schon aufgegeben hatten – ihr Heim, die Karriere, ihr Ansehen, alles –, um

Pioniere auf einem Weg zu sein, der für die ganze Menschheit gangbar sein könnte. Sie fühlte sehr mit ihnen. Nun stellte sie ihnen Fragen: «Seid ihr so ehrlich mit euren Kindern, wie ihr es von euren Kindern erwartet? Seid ihr wirklich als Mann und Frau einig? Lebt ihr nicht nebeneinander her? Könnt ihr miteinander über alles sprechen? Richtet ihr euch in allen Schwierigkeiten nach Gottes Willen?»

Sie öffneten ihr ehrlich das Herz. Sie hatte ihnen schon manches Mal geholfen. Dann knieten sie neben ihrem Bett nieder und verpflichteten sich von neuem für ihre große Aufgabe. So nahmen sie von ihr Abschied. Sie wußten, daß sie sie nie mehr sehen würden. Als sie gegangen waren, fielen Annie die Augen vor Müdigkeit zu. Sie hatte nur noch sehr wenig Kraft.

Oft wurde sie nun bewußtlos und schien beinahe hinüberzugleiten. Dr. Irene Gates und Alice Tooker blieben ständig in ihrer Nähe. Wir wechselten uns ab, um bei ihr im stillen Zimmer zu sitzen. Von Zeit zu Zeit gaben wir ihr einen Schluck Wasser oder befeuchteten ihre Lippen.

Manchmal versuchte sie, etwas zu sagen, und wir eilten zu ihr. Einmal sagte sie zu mir: «Du hast nicht gewußt, was du auf dich genommen hast.» Sie sagte auch: «Ihr wißt nicht, wie nahe ich schon dem Himmel gewesen bin.»

Seit drei Jahren hatte ich nun mit Annie und Bill gearbeitet, und ich hatte mich in Bill verliebt. Wir waren aber nicht verlobt. Natürlich wußte Annie, was ich fühlte, obwohl ich nie mit ihr darüber ge-

sprochen hatte. In diesem Punkt war ich ihr gegenüber schüchtern. Ich fragte mich, ob sie es wohl gut heißen würde. Sie kannte mich ja so gut. Erst jetzt im Rückblick ist mir klar: Natürlich wäre sie einverstanden gewesen. Sie versuchte es mir in diesen Tagen auf verschiedene Weise zu zeigen. Aber ich war stolz und schwieg, weil ich auch nicht wußte, wie ich es hätte sagen sollen.

Kurz bevor sie das Bewußtsein verlor, konnte ich noch von ihr Abschied nehmen. Ich ging an ihrer Tür vorbei und sah, daß sie gerade allein war. Darannte ich hinein, kniete neben ihrem Bett nieder und legte meinen Kopf neben den ihren. Sie flüsterte mir etwas zu, und da wußte ich, daß sie mich verstanden hatte.

Noch ein paar Tage gingen vorüber, dann hatte Annie Schwierigkeiten mit dem Atmen. Sie seufzte oft und schien, nach etwas zu suchen. Bill war gekommen, und in den nächsten achtundvierzig Stunden wich er kaum von ihrer Seite. Scoville Wishard, einer seiner engsten Freunde, blieb bei ihm. Wir dachten, June und Polly Anne sollten einige von Annies Lieblingsliedern singen. Als Annie sie hörte, kam ein friedlicher Ausdruck in ihr Gesicht, und sie wurde ruhig. In den nächsten beiden Tagen und Nächten sangen die Mädchen jedesmal, wenn sie unruhig wurde. Das Singen war ihr offenbar eine wirkliche Hilfe.

Frau Charles Haines von Philadelphia beschreibt Annies letzte Stunden:

Mein Mann und ich lernten viel von Annie, hauptsächlich wie wir gemeinsam, anstatt jedes für sich, kämpfen können. An Annies Sterbebett übernahmen wir die Verpflichtung, ihren Kampf um gesunde Familien weiterzuführen. Das Eindrucksvollste an Annie war, wie sie Gottes Willen zu ihrem Willen machte, besonders in ihren letzten Tagen. Viele von uns zieht es nach Hause, wenn wir krank sind, aber Annie blieb im Herzen des Kampfes für eine neue Welt.

Bill ließ uns alle an Annies letzten Tagen Anteil haben. Wenn ein Mensch krank ist und im Sterben liegt, werden meist die Türen geschlossen, und ein düsterer Schatten liegt über dem Haus. Über Annies Heimgang lag eine wunderbare Offenheit. Wir konnten mit Bill die letzten wertvollen Augenblicke von Annies Leben teilen. Viele Male gingen wir zu ihr ins Zimmer, hielten ihre Hand, beteten miteinander an ihrem Bett, und die Mädchen sangen.

Am letzten Abend bat Bill Delia, die Waschfrau, und Mary, die irische Köchin, hereinzukommen. Sie kamen, standen eine Weile da und lächelten Annie zu. Eines der Mädchen sang «Das alte, verwitterte Kreuz». Bill sagte: «Ich bin stolz auf deinen Kampf, Mutter, und auf alles, was du gegeben hast.» Annie erkannte Bills Stimme, und ein leises Lächeln überflog ihr Gesicht, doch war sie zu schwach zum Sprechen. Bill flüsterte: «Liebe Mutter.» Deutlich antwortete Annie: «Ich kann nicht aufgeben.» Wir wußten, was sie meinte, und daß sie an die Botschaft dachte, die sie Frank geschickt hatte: «Ich will bis zu meinem letzten Atemzug kämpfen.»

Nach dem Ende des Liedes war sie noch etwas unruhig. Bill sagte: «Liebe Mutter, ich bin bei dir.» Annie erwiderte: «Oh, mein Sohn, mein Vater.» Bill sagte: «Mutter, du machst es gut.» Dann begannen die Mädchen wieder zu singen. Annie reagierte sofort darauf. Ihr Gesicht leuchtete auf mit einem Blick, den wir nie vergessen werden.

Früh am Morgen – es waren nur wenige bei ihr – glaube ich, enthüllte sie das Geheimnis und die Leidenschaft ihres Lebens mit ihren letzten Worten: «Oh, mein Erlöser, lieber Gott – mein Sohn, meine Mutter.»

Annie kam nicht mehr zum Bewußtsein. Still und friedlich entschlief sie gegen fünf Uhr am Sonntagmorgen, dem 13. Februar.

Ihre Ärztin, Dr. Irene Gates, sagte: «Am Ende triumphierte sie über die Krankheit und nicht die Krankheit oder der Tod über sie. Sie war bereit, so lange hier zu bleiben, als Gott sie hier haben wollte. Sie wußte, daß sie sterben mußte. Als die Zeit kam, da sie wahrscheinlich sehr große Schmerzen hätte erdulden müssen, nahm sich Gott ihrer an. Sie hatte immer gewußt, daß er sie nicht im Stich lassen würde. Ihr Herz setzte aus, und sie schlief ruhig und friedlich ein. Wenn man einen Menschen wie Annie betreut, sieht man das Leben in einem völlig neuen Licht. Ich sah, wie ein von Gott geführter Mensch sogar den Verlauf einer Krankheit beeinflussen kann, wenn er dem Leiden bewußt entgegengeht und es annimmt, wenn er sich nicht dagegen auflehnt, sondern es verarbeitet. Die Ewigkeit war sehr nahe.»

In verschiedenen Teilen der Welt wurden für Annie Gedenkgottesdienste abgehalten.

Ein Feldprediger der Armee der Vereinigten Staaten, der Annie nie gekannt hatte, beschrieb seine Eindrücke nach seiner Teilnahme an ihrem Begräbnis in Philadelphia:

«Wir freuen uns mit Ihnen an Annies heutigem Sieg» schien eine merkwürdige Formulierung für eine Botschaft an einen Sohn, dessen Mutter soeben gestorben war. Es schien merkwürdig, eine Begräbnisfeier mit dem Psalm zur Lobpreisung Gottes zu beginnen. Aber genau dies geschah heute bei Annie Jaegers Begräbnis – das erste wirklich christliche Begräbnis, das ich je erlebt habe. Es war eine Gedenkfeier für eine Frau, deren Glauben über Schmerz, Krankheit und Tod triumphiert hatte; für eine Christin, deren leidenschaftliche Liebe für die Menschheit, deren ungeteilter Glaube und deren kämpferische Überzeugung für große Ideale viele Menschen in jedem Lebensgebiet und aus verschiedensten Ländern geändert hatte.

Ihr Sohn Bill hatte alle Eigenschaften, die seiner Mutter Größe gaben. Er vergoß keine Tränen der Trauer, sondern machte daraus einen triumphierenden Dankgottesdienst und einen krönenden Tag für eine, die den Wettlauf des Lebens gewonnen hatte und nun ihren Herrn, ihren Lebensgefährten und viele Freunde, die sie für eine Weile verloren hatte, wieder traf. Die Beziehung zwischen Mutter und Sohn war tief, aber keiner versuchte jemals, die Seele

des andern zu besitzen. Ihre Seelen gehörten Gott, nicht einem Menschen. «Der Tod ist für viele Menschen eine Zeit, in der der Eigenwille durchkreuzt wird, und sie weinen, weil sie es nicht verhindern können», sagte Dr. Irene Gates. «Für ein Leben, das Gottes Willen und den Einklang mit Gott sucht, kann es keine Trennung geben.»

Annies Freunde waren interessante Leute. Sie sahen wie andere Leute aus, aber sie lebten anders. Sie waren einfacher in ihrer anspruchslosen Liebe und waren Gott näher. So etwas hatte ich seit Monaten nicht gesehen. Es war wie Sonnenschein, frische Luft und Freiheit für eine Seele im Gefängnis, sich an dieser Kameradschaft für kurze Zeit zu erfreuen. Ich sah Frauen ohne Zigaretten, ohne Kriegsbemalung und Oberflächlichkeit, Männer, die von andern Dingen als Sex, Alkohol und Krieg sprachen. Dies war wie Medizin für die Seele. Sie kamen von England, Schottland, Norwegen, Schweden, Kanada und allen Teilen der Vereinigten Staaten, aber ihr umgewandeltes Leben machte sie zu einer Einheit und ermöglichte ihnen eine Zusammenarbeit, die die kühnsten Träume von nationaler Einigkeit überstieg. Sie hatten keine Organisation, keinen finanziellen Rückhalt, keine verborgenen Pläne, aber eine große Aufgabe, eine große Entschlossenheit und einen großen Gott.

Was Annie am meisten am Herzen lag, war der Aufbau gesunder Familien. Die Revolution einer Welterneuerung muß beim Einzelnen beginnen und in seiner Familie sichtbar werden. Sie lehrte die

Frauen, keine Angst davor zu haben, den zweiten Platz einzunehmen und sich nicht darum zu sorgen, wieviel oder wie wenig ihre Männer für sie tun würden. Und sie lehrte die Männer, was sie besaßen, planten und träumten, mit ihren Familien zu teilen. Sie lehrte Eltern und Kinder, nicht nebeneinander herzuleben, sondern durch Fürsorge und Liebe ein Herz und eine Seele zu werden. Sie glaubte, daß Völker mit gesunden Familien zu einer gesunden Völkerfamilie werden können.

Begreifen Sie nun, warum dieses Begräbnis ungewöhnlich war? Ich hatte ja Annie zu ihren Lebzeiten nicht gekannt, aber sogar durch ihren Tod lernte ich verstehen, warum ihre Freunde am offenen Grab singen konnten «Heute strahlt die Sonne in meinem Herzen». Ich finde, das Telegramm eines Kindes an Bill drückte es am besten aus: «Einer Frau, die alles gegeben hat, um andere groß zu machen.»

Der Begräbnisgottesdienst wurde am 16. Februar 1944 in der Kirche von St. Lukas und Epiphantias in Philadelphia abgehalten. Unter denen, die sprachen, waren zwei Engländer.

Miles Phillimore, ein Soldat in der amerikanischen Armee, sagte:

Ich kenne eine Kaserne, wo man Männer aus jeder Infanteriedivision der Vereinigten Staaten antreffen kann. Dort spricht man heute über Annie Jaeger. Der Mann vom Schlafraum nebenan sagte, es sei, als

ob er sie gekannt hätte. Alle kennen ihr Gesicht, und sie haben von ihr gelernt, was eine Mutter ist. Es ist so wichtig in einer Zeit, in der Millionen Herzen müde und gleichgültig geworden sind, zu wissen, daß es einen Menschen gegeben hat, den jeder lieben konnte. Ich glaube, Annie Jaeger ist ein solcher Mensch gewesen und wird es für Millionen sein.

Und Michael Barrett, ein Leutnant der Luftwaffe der USA:

Annie gehört in die große Reihe der Kämpfer und Heiligen der Geschichte. Und Annie, die England liebte, wie nur ein Mensch von ihrem Holz England lieben kann, gab ihr Leben für Amerika. Sie tat mehr als viele von uns, die in Amerika zu Hause sind. Sie nahm es auf sich, in einem fremden Land zu sterben.

Und Annie, die ihr eigenes Heim so sehr liebte, war bereit, in den Familien anderer zu leben. Vor Jahren kamen Frank Buchman und viele von denen, die jetzt hier sind, aus Amerika nach England und begannen, für die geistige Wiedergeburt unseres britischen Königreichs zu arbeiten. Dann kam Annie nach Amerika und hat mit ihrer Person – indem sie sich selbst gab – diese Schuld an Amerika abgetragen.

Ich bin Engländer, in der Uniform der Armee der Vereinigten Staaten, wie viele andere hier. Ich weiß, wie sehr Annie gehofft hatte, daß die Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und Amerika ein Ruhmesblatt in unserer Geschichte werden sollte. Frank Buchman, dessen Tätigkeit hier in Philadel-

phia begann, brachte als erster diesen Geist der Zusammenarbeit nach England.

Annies letzte Ruhestätte wird an der Straße nach Allentown liegen, wo Dr. Buchman geboren wurde, und wo er eines Tages selbst ruhen wird. Sie sehen diese zwei Fahnen hier. (Er zeigte auf die britische und amerikanische Flagge im Chor.) Ich war letzthin in West Point in der Kirche. Dort sind lange Reihen von Fahnen aus großen Schlachten – ein Symbol für die militärische Größe dieses Landes. In meinem Herzen weht eine solche Fahne für Annie.

In London drängten sich Tausende von Annies alten Freunden zum Gedenkgottesdienst in das Rathaus von Canning. Tod Sloan war dort und Fred Welch, der frühere stellvertretende Bürgermeister von East Ham. Peter Howard hatte Annie nie getroffen, aber sehr viel über sie gehört von den Leuten aus Ost-London. Er war einer der Redner. Er las ein bewegendes Gedicht, das er schrieb, als er von ihrem Tode vernommen hatte. Folgende Botschaft wurde von dieser Feier an Bill geschickt:

Annie lebt. Die Familien hier und alle Mannschaften in ganz Großbritannien, in Stadt und Land, Fabriken und Bauernhöfen, gedenken ihrer heute in Liebe, Stolz und Dankbarkeit. Sie lebt in den Herzen aller, die sie kannten, und im Leben von Tausenden, die durch ihr selbstloses Dienen neue Menschen wurden. Sie hat der Welt gezeigt, wie einfache Leute, von Gottes übermächtiger Kraft erfüllt, das Schicksal ihrer Völker mitgestalten können.

Sie hat alles für diesen Kampf gegeben: ihren einzigen Sohn, sich selbst, ihre Gesundheit, ihr Leben. Alles zu geben hielt sie für das Vorrecht und die Pflicht eines jeden Bürgers einer echten Demokratie. Sie gehörte zur klassenlosen Gesellschaft des Geistesadels. Aus ihrer Herzensbildung und Güte heraus dachte sie immer zuerst an die andern und ihre Bedürfnisse.

Ihr war die Gnade eigen, die Menschen, die sie traf, nicht an sich zu binden, sondern dem Einen zuzuführen, dem sie diente. Ihre schmächtige Gestalt barg ein starkes Herz voller Liebe, ihre Sanftmut einen im Feuerofen der Verfolgung gestählten Charakter.

Garrett R. Stearly sprach beim Gedenkgottesdienst, den Dr. Buchman in Sarasota, Florida, USA, hielt:

Annie glaubte fest an Mannschaftsarbeit. Sie konnte sich so in andere hinein fühlen, daß sich jeder von uns zutiefst verstanden wußte. Sie versuchte, in uns den Sinn für echte Mannschaftsarbeit zu wecken, so daß wir trachteten, einander zum Besten anzuhalten und uns miteinander für ein gemeinsames Ziel einzusetzen.

Annie war überzeugt, daß dies auch die Bestimmung für Ehepaare sei. Ich werde ihr immer dankbar sein für das, was sie für uns tat. Sie veränderte dadurch die ganze Atmosphäre bei unserer Zusammenarbeit.

Nie werde ich unser letztes Zusammensein mit

Annie vergessen, bevor wir in den Süden reisten. Sie lud uns zu einem Besuch ein. Sie hatte alles voraus geplant und wußte genau, was sie uns sagen wollte. Was ihr am meisten am Herzen lag, war, daß wir nie auf ein Piedestal steigen sollten; daß wir immer besser lernen müssen, mit unsern Freunden und den Menschen, die uns nahe stehen, über unsere wirklichen Schwierigkeiten und Probleme zu sprechen. Dann werden wir nie den Anschein erwecken, über ihnen zu stehen. «Denn», sagte sie, «das ist der einzige Weg, wie ihr die Brücke zwischen eurer Generation und der nächsten bauen könnt. Wenn ihr diese Offenheit nicht entwickelt, könnt ihr nie die wirklich notwendigen Charaktereigenschaften an die nächste Generation weitergeben.»

Man mußte einfach vor ihr ehrlich sein. Irgendwie spürte man die Gegenwart Gottes in ihrem Zimmer.

Eine Botschaft von Dr. Frank Buchman:

Sie lebt. «Kostbar ist in Gottes Augen der Tod seiner Heiligen.» Dies ist das königliche Erbe von Annie Jaeger. Sie lebte das Wunder, arm zu sein und doch viele reich zu machen, nichts zu haben und doch alles zu besitzen.

Dir, ihrem tapferen Sohn, gehört unsere immerwährende Liebe und Dankbarkeit. Du hast aus den Quellen des ewigen Lebens geschöpft, als Ihr, Du und Deine Mutter, miteinander durchs Leben gingt. Mit den Worten Deiner Mutter sage ich: «Auch ich bin stolz auf Dich, Bill.» Wir alle sind dankbar für

eine Mutter, die die Einsicht hatte, ihrem Sohn und allen, die ihren Weg gehen wollen, ein solch himmlisches Erbe zu hinterlassen.

Wo lebt in so zartem Gefäß
ein solch strahlender Geist?
Wo unter weißem Haar solch helle Augen?
Wo in einer zweifelnden Zeit solch klare Sicht?
Wo unter grauem Himmel
ein solch fröhliches Herz?
Wo in einer Welt voll Selbstsucht
ein so heilig Feuer?
Wo im Zerfall des Lebens
solch vollkommener Friede?

SCHLUSSWORT VON BILL

Als meine Mutter starb, erhielt ich Briefe von über fünfhundert Familien. Sie erzählten mir, was Annie getan hatte, um ihre Familien zu einer geeinten Kraft zu machen. Seitdem habe ich Annies Arbeit weitergeführt, und sie hat sich über alle Teile der Welt ausgebreitet. Arbeiter in den Häfen und Werften, in den Fabriken, Bergwerken und auf Bauplätzen jedes Kontinents haben gemeinsam mit ihren Frauen Annies Arbeit aufgenommen und leben Moralische Aufrüstung in allem, was sie tun.

Im Jahr 1967 reiste ich mit meiner Frau nach Australien. Wir sprachen dort über unsere Arbeit an einer Konferenz für Moralische Aufrüstung, die von Ministerpräsident Harold Holt eröffnet wurde. Ich sprach mit Kabinettsministern, Arbeiterführern und Industriellen in Australien, Neuseeland, Hongkong, Singapur, Indien, Ceylon, Zypern und im Libanon. Überall ging es um das gleiche: Wie kommt man wieder aus der Sackgasse heraus? Wie schafft man eine zuverlässige Führungsschicht von Männern und Frauen, die so leben, wie sie reden?

Annie war eine Bahnbrecherin für das, was jeder Mensch eines Tages verwirklicht sehen möchte. Sie

zeigte, wie man ein Ziel für sein Leben und für seine Familie findet und eine Antwort auf Bitterkeit, Selbstsucht und den Haß in der Welt.

Wir brauchen heute zehntausend «Annies» in jeder Stadt und in jedem Land. Durch die Moralische Aufrüstung kann jeder Mann und jede Frau überall ein Vorkämpfer für die nächste große Etappe der Menschheitsgeschichte sein.

AUS ANNIES NOTIZBÜCHERN

Heute morgen dachte ich an das, was Christus sagte: «Ihr seid meine Freunde, wenn ihr alles tut, was ich euch befehle.» Und ich spürte, wie Christus zu mir sprach. Ich weiß, er hat mich frei gemacht von Stolz, Angst, Sorgen und inneren Spannungen. Das will ich anderen Frauen weitergeben.

Ich wußte: Das gilt für die Frauen aller Klassen. Ich weiß noch, wie aufregend es war, als Gott mich brauchte, um eine Putzfrau bei mir zu Hause in Stockport zu ändern. Wir brauchen Familien, die frei von Spannungen sind. Wir müssen unsere Bequemlichkeit aufgeben.

Wir müssen lernen, wie wir das Leben siegreich meistern können. Das heißt nicht, frei von Versuchungen zu sein oder keine Fehler zu begehen; aber diese Fehler müssen nicht immer Sünden sein. Die Sünde erwächst aus falschen Motiven. Sieghaft leben heißt nicht vollkommen sein, ohne jeden Fehler. Aber es bedeutet ein auf die Nöte der Welt ausgerichtetes Leben; dabei wird uns noch mancher Fehler unterlaufen. Wir machen es uns zu einfach, wenn

wir auf unseren Niederlagen sitzen bleiben. Wir müssen zum Sieg durchdringen. Aber wenn wir nicht ehrlich über unsere Niederlagen werden, können wir nie sieghaft sein.

Der wahre Führer ist der Diener aller.

Wie können wir die älteren Frauen wachrütteln? Wie kann die Welt am schnellsten Heilung finden? Denk über Gottes konstruktiven Plan für die älteren Frauen nach. Das Leben in uns älteren Frauen wecken, damit wir eine neue Lebensweise und unseren Anteil am Wiederaufbau der Welt finden. Alle können diese Lebensqualität auf einer ganz neuen Grundlage finden. Die Schranken, denen ich überall begegne und die ich in meinem eigenen Leben hatte, sind Angst vor der Zukunft, Sorgen, Spannungen, Stolz, Nachlassen der Kräfte.

Ich muß die älteren Frauen persönlich kennenlernen, ihnen Freundschaft geben, ihr Vertrauen gewinnen, ihnen erzählen, was wir gefunden haben und ihnen zeigen, daß sie einen Anteil an diesem Kampf haben.

Wir können es nicht lassen, von dem zu sprechen, was wir gesehen und gehört haben. Ich dachte, zu viele von uns haben noch nicht begriffen, was dieses Leben kostet. Deshalb verlieren wir Christus, und deshalb gibt es bei vielen dieses Auf und Ab. Christus wußte, daß ihn viele haßten, aber er ging durch allen Schmerz und das Leiden des Kreuzes hindurch, damit es uns Vorbild für alle Zeiten werde.

Er fesselte die Vorstellungskraft des einfachen Mannes. Ich dachte auch, daß wahre Liebe einig macht und neue Beziehungen schafft und daß Christus das tun wollte – und es auch tat. Er sagte: «Meine Freude gebe ich euch, und niemand wird sie von euch nehmen.»

Oft schließen wir Kompromisse, statt daß wir uns für neue Beziehungen in der Familie einsetzen. Unser Stolz behält die Oberhand, weil wir glauben, bestimmte Vorrechte zu haben und uns weigern, von unserem Piedestal herabzusteigen.

Ich las Johannes 21,18. Mir fiel auf, wie ähnlich wir doch jenen Menschen sind. Es ist so leicht, so wie Petrus zu antworten. Ich weiß, so habe ich geantwortet, nicht mit denselben Worten, aber im Grunde genommen genau so. Und ich weiß, wie ich mich ärgerte. Petrus ist eifersüchtig, als er sieht, wie Johannes Jesus nachfolgt. Er sagt: «Herr, was wird aber aus diesem?» Das ist menschlich. Die Antwort, die Christus ihm in Vers 22 gibt, sollte uns alle zum Nachdenken bringen. Steht Christus an erster Stelle in meinem Leben? Ich habe mich geprüft und habe gesehen: Wenn Christus bei mir die erste Stelle einnimmt, rückt alles an seinen rechten Platz – Haus, Familie, Freunde, Geschäft, Kirche.

Vor seiner Umkehr hatte Paulus Angst vor den Menschen. Deshalb suchte er bei ihnen immer nur nach den Fehlern. Er klagte an und kritisierte, ohne

die Tatsachen zu kennen, und so baute er um sich eine Mauer von Abneigung und Groll auf.

Ich las Lukas 10, wie Christus die siebzig mit einem bestimmten Auftrag aussandte, und ich begann darüber nachzudenken, was Nachfolge bedeutet und was dazu gehört:

Beständigkeit.

Verlässlichkeit. Können sich die Leute immer auf mich verlassen, was es auch kosten mag?

Klingt alles, was ich sage, wahr?

Ich verstehe immer besser: Sieghaft leben heißt im Vertrauen leben. Beides gehört zusammen und ist nicht voneinander zu trennen. Ich weiß auch, daß der Wert meiner Arbeit mit Menschen von meiner Lebensqualität und meiner persönlichen Beziehung zu Christus abhängt. Gott hat uns Frauen eine große Verantwortung gegeben.

Die Jünger fanden, es sei ein harter und schwerer Weg. Sie waren ehrgeizig und eifersüchtig und suchten Ausflüchte. Es ist leicht zu sagen, unser Programm laute: gesunde Familien, Zusammenarbeit in der Industrie und nationale Einigkeit. Wenn wir jedoch auf diesen Gebieten keine praktischen Resultate erreichen, ist das ganze Programm nicht viel wert.

Die einzig wahre Sicherheit für jedes Volk liegt in der Bereitschaft, die eigene Sünde zu sehen, genau so wie ich mich mit meiner Sünde, der Furcht, auseinandersetzen mußte. Aber das kann kein anderes

Volk für das meine tun und kein anderer Mensch für mich.

Ich fragte mich, warum wohl so viele von uns Angst haben, sich ganz Gott zu geben. Wir gehen ein kleines Stück – dann machen wir halt. Ich kenne die Angst davor auch. Aber nachdem ich umsonst versucht hatte, aus eigener Anstrengung meinen Stolz, meine Angst und Selbstsucht loszuwerden, übergab ich sie Gott und mich selbst dazu und bat ihn um Verzeihung.

Man sagt so leichthin: «Ich habe all das getan.» Aber ist es wirklich so? Ich weiß, daß ich anschließend noch lange meinen eigenen Kampf weiterkämpfte, anstatt mir von Gott helfen zu lassen. Ich betete wohl um seine Hilfe, aber ich suchte mich selbst, statt mein Versagen einzugestehen, Gott die Herrschaft zu übergeben und mich von ihm ändern zu lassen.

Ich dachte auch, daß es nicht leicht ist, sich ganz Gott auszuliefern. Es ist ein Vertrag fürs ganze Leben, und ich muß zu jedem Opfer bereit sein, das Gott von mir fordert, was es auch kosten mag.

Wir Frauen sind oft launisch. Ich Sorge mich um unsere Arbeit und frage mich, ob wir schnell genug vorwärts kommen. Der Gedanke kam mir, daß wir uns durch unsere Launen zur Liebe zu Gott und zu den Menschen durchringen müssen. Nur so können wir über sie hinauswachsen. Wir haben uns keine leichte Aufgabe gestellt. Es ist der Weg des Kreuzes, Tag für Tag.

Eine tiefverwurzelte Leidenschaft für Gott schafft eine tiefverwurzelte Leidenschaft für Menschen. Wir kommen so leicht von Gottes Plan ab und rutschen in einen selbstgemachten Plan hinein und lassen uns von Vorliebe und Abneigung bestimmen.

Es ist leichter, die Grundideen der Moralischen Aufrüstung zu erklären, als Menschen zu ändern. Wir wissen alle, was sie bedeuten, aber irgendwie gelangen wir nicht bis zu dem Punkt, wo wir uns wirklich um Menschen kümmern. Völker werden nicht durch Ideen allein geändert werden. Sie brauchen etwas, das sich praktisch auswirkt.

Ich sehe ein: Mein Leben kann nicht bei der ersten Hingabe stehenbleiben. Oft steigen Stolz und Spuren von Bitterkeit in mir auf. Dann wird mir bewußt, daß ich die tägliche Hingabe mehr und mehr brauche. Nur so kann ich dieses Leben leben. Es ist der ständige Umgang mit Gott, der mich stark macht.

Gott macht nie Fehler. Nur wir versagen immer wieder. Wir errichten so viele Schranken im Leben und halten daran fest. Sobald wir sie loslassen, wird unser Denken klarer, und wir fangen an, Gottes Plan und Ziel zu erkennen.

Sei nicht eingebildet. Als ich mich gestern schlafen legte, spürte ich, wie real Gott für mich war, und welche Kraft er mir ständig gibt. Aber ich muß immer mein Ich ganz aus dem Weg räumen, wenn ich mit Menschen spreche. Dann kommt es zum schöpferischen Austausch, der den anderen und mir hilft.

Als ich Hebräer 12 las, wurde mir klar, wieviel ich

noch vom Opfer Christi lernen muß. Es wird noch viel schwerere Dinge zu bestehen geben, und während des Lesens war ich Gott so dankbar, daß er den Wunsch in mir geweckt hat, ihm zu gehorchen.

Jesus, mein Retter, leite mich
Durch des Lebens stürmisches Meer.
Fremde Wellen rollen vor mir,
Verdecken den Fels und die Sandbank.
Karte und Kompaß kommen von dir,
Jesus, mein Retter, leite mich.

Wie die Mutter ihr Kind beruhigt,
Kannst du den Ozean glätten.
Deinem Willen gehorchen die Wellen,
Wenn du ihnen gebietest.
Wunderbarer Herrscher der See,
Jesus, mein Retter, leite mich.

Wenn ich endlich der Küste nahe bin,
Und die Wogen der Brandung tosen
Zwischen mir und der friedvollen Ruhe,
Dann möchte ich, an deine Brust gelehnt,
Dich zu mir sagen hören:
Fürchte dich nicht, ich leite dich.

Freiheit ist nicht umsonst

Von Peter Howard. In diesem Band behandelt der Autor mit eindringlicher Schärfe die meistdiskutierten Gegenwartsfragen: den russisch-chinesischen Konflikt, das Problem der reichen und armen Länder, Vietnam, de Gaulle. Eine prophetische Diagnose unserer Zeit mit ihren Gefahren, Krisen und Problemen, aber auch ihren Hoffnungen und Möglichkeiten. Band 1.

Mr. Brown steigt herab

Von Peter Howard. Zeitkritisches Schauspiel in zwei Akten. Analysiert Brecht die formende Kraft der Gesellschaft auf den Menschen, so zeigt Howard den Menschen als formende Kraft in der Geschichte. Wer «Mr. Brown steigt herab» liest, wird auf der ewigen Suche nach dem Sinn des Lebens ein Stück Weges weitergekommen sein. Band 2.

Ein Staatsmann namens Paulus

Von Paul Campbell und Peter Howard. «Paulus wird in diesem Bändchen entschlossen zum Gesprächspartner des modernen Menschen gemacht. In deutlichen Worten wird die Botschaft des Apostels so ausgesprochen, wie sie für einen Gegenwartsmenschen Relevanz gewinnen kann.» NZZ. Band 3.

Caux Verlag Luzern